

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Die Perneckerin.

Erzählung
von Anton Schott.



Es ist am Vorabende
des Fronleichnamsfestes.

Am blauen, wol-
kenlosen Himmel
gleitet die Sonnen-
scheibe immer tiefer
und tiefer, immer
schräger fallen ihre
Strahlen auf und

immer tiefgoldener wird ihr Schein. Auf der in
jungfrühes Grün und in jungfräulichen Blüten-
schmuck gekleideten Erde aber wachsen und dehnen
sich die Schatten, die Boten der Nacht und der
Himmertis.

Im Talesgrunde, dort, wo das Schwarzed nahe-
zu schon um halben Nachmittag seine Schatten zu
lagern beginnt, breitet sich die seit einem Jahrzehnt
aus einem kleinwinzigen Landstädtchen zum volkreichen,
belebten Fabrikorte emporgeschmolzene und noch Tag
für Tag wachsende Stadt. Weiße, graue und schwarze
Rauch- und Dampfswolken steigen und qualmen un-
ablässig über das Dächergewirre empor und verdüstern
den darunter lebenden Leuten den schönsten Tag und
die Meine und Schöne des Abendhimmels, und
Fauschen, Hämmern, Schlagen und sonstiges Gelärme
hallt in unharmonischem Gemische weit hinaus in
die Stille des Festabends, die sich aus den Höhen
niederzusenken beginnt über die ländliche Umgebung
der Stadt, über Berg und Tal, über Gefilde und
Hänge, und eine traulichsüße Märchenstimmung
raubern und weben will um Gehöfte und Hütten.

Das Rauseln und Rollen der heimkehrenden Ge-
wächse verstummt allmählich, das Rauseln und Beitschen-
knallen verhallt in der einziehenden Abendstille, und
nur aus den Hängen hernieder klingt das Klimpfern
und Läuten der Schellen und Glocken des Weidviehes
wie verworrenes Abendgeläute.

Oben in den Gehängen, dort, wo die Sonnen-
strahlen noch voll und ungechwächt auffallen und
ringsum alles in goldiges Licht hüllen, steht der
Perneckerhof inmitten eines Kranzes frischgrüner Apfel-
und weißblühender Kirschbäume und schaut still und
wie halbverträumt zu Tale. Im Geäste der Bäume
pfeifen und schwebeln die Stare, und von der kleinen
Hauskapelle herüber hallt dumpfes Schlagen.

Zwei junge, kraftstrobende Burschen sind dort be-
schäftigt, vor dem Eingange rechts und links je zwei
Birkenstämme in die Erde zu rammen und festzu-
stellen, diemal es im Perneckerhose und anderwärts
überall im ganzen Umkreise seit alters der Brauch

ist, am Vorabend des Fronleichnamsfestes die Haus-
kapelle und deren Altärchen mit frischem Grün zu
schmücken und zu zieren.

Der Größe und Gestalt nach sind sich die beiden
Burschen hübsch ähnlich, und auch dem Gesicht nach
könnte ein Fremder wähen, zwei Brüder vor sich
zu sehen, trotzdem des einen Schnauzbärtlein recht
dunkelbraun ist und das Kopfhaar weit in die Stirne
herabreicht, während der andere ein liches Schnauz-
bärtchen trägt und die Stirnecken weit in den üppi-
gen Haarwuchs hinaufragen.

Von den Einheimischen aber weiß es jedes Kind,
daß der Lichtblonde der Perneckerleute einziger Bub
ist, der seinerzeit auf einen Pfarrer hätte studieren
sollen, während der andere als Findelbub in die
Gemeinde gekommen und im Perneckerhose eine Heimat
gefunden, soweit diese eben ein Findelbub finden kann.

Der Lichtblonde gibt die Stellen an, wohin die
Birkenstämmchen eingegraben werden sollen, damit
alles hübsch, geschmackvoll und symmetrisch aussieht,
und keilt die Stämmchen fest in den Boden, während
der andere die Löcher schlägt und dabei ein unver-
ständlich Liedchen vor sich hinstimmt. Es mag viel-
leicht nicht das zarteste Liedlein sein, und auch die
einzelnen Ausdrücke mögen nicht überall hintaugen,
aber der Bursche jummte das Liedel vor sich hin.

Er ist seinerzeit aus der Wiener Findelanstalt zu
ganz tschechischen Pflegeeltern gekommen; die ersten
Laute, die in seine Ohren gedrungen, sind tschechische
gewesen, und die ersten Worte, die er mit ungelentem
Zünglein herausgepappelt, waren tschechische. Und
heute noch, wo er nach nahezu zwanzig Jahren das
Tschechische fast vergessen, während er das Deutsche
noch allweg nicht rein und richtig zu erlernen ver-
mocht, hegt er eine große Vorliebe für das in der
ganzen Gegend nur den aus der Fremde zugezogenen
Fabrikarbeitern und den Beamten in der Stadt drunten
tunde Jbiom.

Der Lichtblonde aber, der Mathes, der Pernecker-
bub, hat während seiner Studienzeit so viel von der
fremden Sprache erlauscht, daß er wenigstens den
Ton heraus hört, auf den das Liedel gestimmt ist.

„Du, wir sind bei der Kapellen da,“ erinnert er
so beiläufig, „da gehört sich so ein Gesangel doch
nicht.“

„Wo denn?“ fragt der andere, der Martin, und
singt unbekümmert weiter. Einige kleine Meinungs-
verschiedenheiten und daraus entspringende Zwistig-
keiten bestehen so hübsch die meiste Zeit zwischen den
beiden, und wo einer dem andern ein bißel etwas
zu Trutz tun kann, läßt er es nicht leicht sein.

„Ich hab' dir schon gesagt, daß wir da bei der
Kapellen sind,“ erinnert der Mathes nochmals. „Und
ich leid' es nicht.“

„Ich sing' halt, was ich versteh,“ sagt der Martin
in seiner eigenen, etwas spöttelnd armutenden Weise,
und man hört aus jedem Worte die nicht ganz richtige
deutsche Betonung und Aussprache. Dann gräbt er
ruhig weiter und fängt bald darauf das berühmte
„Hej slovane“ an, ein chauvinistisches tschechisches

Lied, worin den Deutschen Hölle, Teufel und ähnliche schöne Sachen an den Hals gewünscht werden. Er hat das Lied unlängst von den Eisenarbeitern in der Stadt drunten gehört und bringt es ungefähr so schief heraus, wie er ein deutsches Lied herausbrächte. Aber er singt es, um den Mathes zu ärgern.

„Jetzt, wenn du mir aber nicht gleich still bist mit deinem Gequargel, nachher . . .“ braust der Mathes auf und hält in der Arbeit inne. „Es schaut gar nicht anders her, als wenn du mir damit etwas zu Truze setzen wolltest. Und das lass' ich mir nicht gefallen und brauch' mir's nicht gefallen zu lassen.“

Der Martin hält auch in seiner Arbeit inne und schaut den Genossen etwas herausfordernd an. „Was . . . ist's nachher?“ fragt er.

„Ein paar kriegen tuft,“ verspricht der Mathes.

„Ich von dir?“ braust nun der Martin auf, und vielleicht schon lange verhaltener Aerger bricht sich Bahn durch seinen zur Schau getragenen Gleichmut.

„Da müßt' ich schon auch dabei sein, du . . . du Saupfaff', du verpöngter, du . . . dreckiger . . .!“

Im selben Augenblicke taucht hinter der Kapelle ein stämmiger, untersepter Mann auf: der Bernecker. Sein von einer Wildnis fast flachsfarbenen Bartes unrahmtes Gesicht ist dunkelrot vor Zorn über den soeben gehörten Ausdruck, und seine Hände krampfen sich starr zusammen.

„Was gibst' da?“ schreit er nur so heraus. „Wen hast du gemeint mit dem . . . dem Namen?“

Der Martin fährt erschreckt zusammen und herum, und ganz bellommen starrt er dem Manne, der ihm die Zeit über fast ein Vater geworden und den er auch also nennt, ins Gesicht. „Ich . . . ich . . .“ stottert und drückt er verlegen herum.

„Nun, was?“ fordert der Bernecker. „Wen hast gemeint? Den Mathes halt.“

„Ich . . . er hat mich nicht gehen lassen.“

„Fas und sel ist gewesen,“ erzählt der Mathes.

„Und so ein Liedel geh'rt sich nicht.“

„Gehört sich auch nicht,“ bestätigt der Bernecker.

„Und . . . und . . . ich merk' schon lange, daß du dem Mathes zu Truze tuft, was du tun kannst. Soll sich der vielleicht hudein und hänseln lassen? Anstatt daß du ein bißel ein Einsehen hättest und ein Einkennen¹⁾ für das, was wir dir Gutes tan haben, seitdem du . . . aus dem Stoßböhmern herauskommen bist, machst es so. Gelt? Anstatt daß du . . .“

„Das braucht Ihr mir nicht allweil vorzuhalten,“ schreit der Martin heiser heraus. „Ich hab' Arbeit getan für bißel Essen von Euch, und Ihr . . . Ihr habt mir nichts . . . Ich leid' nimmer.“ Die Aufregung reizt ihn erst ein rechtes Rauderwelsch heraus.

„Aufbegehren willst am Ende auch noch?“ schreit der Bernecker zurück. „Das wär' mir gerade noch abgegangen . . . du . . . du Schlüssel, du . . . Ah was!“ stößt er dann hart heraus. „Da muß man kurze Kreuze machen. Du bist jetzt groß genug, daß

du dich selbst fortbringst und . . . du kannst gehen . . . kannst gehen.“

„Geh' ich auch,“ troßt der Martin entgegen und legt die Haue nieder. „Kann ich heute noch gehen.“

„Wie du willst. Und morgen kommst zum Bürgermeister. Dort rechnen wir deinen Lohn zusammen. . . . So, daß du es weißt, und daß die Geschichte einmal ein Ende hat. Nähme sonst eh' keines. . . . Nichtest halt du die Kapelle allein zusammen. Mathes!“ schafft er dem Buben, während der andere brummend und halblaut vor sich hin greinend dem Hofe zugeht. Ein Weilchen schaut er ihm nach, dann wendet er sich und geht gegen den Dienstand hinüber, wo es von zur Ruhe heimkehrenden Innern nur so jaust und furt.

Das wäre ihm zu guter Letzt gerade noch abgegangen, daß der Meusch, der ehzeit einmal aus Gnade und Barmherzigkeit und weil er die Bäuerin gar so viel erbarnt, ins Haus genommen worden ist, um nicht schon als Kind zu verderben und sich an das unstete Herumwandern von Haus zu Haus zu gewöhnen, daß der den Mathes einen verpöngten Saupfaffen schimpft! Wie wenn der Bub verpöngt worden wäre! Er könnte heut schon ausgeweiht sein wenn er fortstudieren hätte wollen und wenn er nicht selbst eingesehen hätte, welche Dummheit die Mutter plant . . . Nur studieren, und nur studieren, und nur ein Pfarrer werden! Kein anderes Wort hat es selbzeitig mehr gegeben. Er könnte sich ein wunderschönes Herrenleben erstudieren, und für das nötigste Höfel wär' bald einer gut genug, der es gegen Leistung eines entsprechenden Ausgedinges übernahm; der Martin etwa, der Findelbub, oder sonst einer . . . So ist's Tag für Tag fortgegangen, bis endlich der Mathes den Einfall bekommen und kurzerhand heimgegangen. Ist er deshalb ein verpöngter Saupfaff . . . Ah was! Der Hacke ist nun ein Stiel gefunden aus dem Hause mit dem Friedensförer! . . . Ja, was schreit und wettet denn die Bäuerin so? Ist vielleicht im Hause auch etwas vorbeigegangen, oder . . . hat sie dem Kunden gar noch die Stange, wie sie es all die Zeit her in ihrem oftmal's törichtem und ungerathen Mitleid getan? . . . Da käme sie ihm aber doch einmal von der unrechten Seite.

Er wendet sich wieder und geht nach dem Hof hinüber, wo die Bäuerin beim Martin vor der Haustür steht und also zeteret und lärmt: „Nicht geht! Du bleibst; keinen Schritt tuft mir aus dem Hause. Ich werde doch sehen, wer . . .“

Na, das kann sie vielleicht sehen.

Der Martin verschwindet im Hause, als er ihn über die Gred hereinkommen sieht, und sie schreit und greint weiter.

„Was ist denn das für ein Geschrei?“ fragt er der Bernecker, sich zu gleichmütig scheinender Rede zwingend. „Was hast denn wieder für einen Sturm?“

„Und nicht geht er,“ schreit sie ihn an und spreizt die Arme truzig und herausfordernd in die Hüften.

„Und das möcht' ich sehen, wer ihn ausschaffen und fortjagen könnt' . . .“

¹⁾ etwas einkennen = einsehen.

„Möchtest es sehen?“ preßt er hinter aufwallendem Zorne mühsam heraus. „Ich hab' ihn ausgeschafft, ich, und ich sag' dir's in guten: reiz mich jetzt nicht! Ich . . . ich müßt' . . . ich könnt' mich im Augenblicke leicht vergessen. Mit der Dirn hast du zu befehlen, und mit dem Knechte mach' ich aus, was auszumachen ist, hörst: ich. Halt mir das Maul, sag' ich dir nochmals!“ fordert er mit hörbar zornbebender Stimme, als sie ihrer Rede Fluß nicht einzudämmen vermag. „Ich werde sonst so wild, wie . . . wie ein wildes Vieh . . .“

„Nicht geht er,“ schreit sie wieder gellend und kitzelnd heraus und stampft vor ihn hin. „Auf so einen wird nicht aufgemerkt, wie du ein . . . ein . . .“ Zorn und Wut reißt ihr ein Schimpfwort heraus, das vielleicht einen noch Gutmütigeren in Harnisch



C. Elling Mehn.

„Nicht geht er,“ schreit sie wieder gellend und kitzelnd heraus.

werfen könnte. Ein, zwei Augenblicke ist ihm, als drehte sich sein ganzer Hof in tollem Wirbeltanze um ihn, dann aber faßt er sie mit wuchtigem Griffe und schleudert sie über die Gred auf den Misthaufen hinunter. Im selben Augenblicke kommt die Dirn mit einem leeren Futterlorbe aus dem Stalle.

„Aber Bauer, Bauer!“ stellt sie vor und läßt vor hellem Entsetzen den Futterkorb fallen, und ein paar Augenblicke nachher eilt sie der Bäuerin nach, um ihr wieder aufzuhelfen.

„Ist schon geschehen,“ brummt er verlegen und sich etwas schämend vor sich hin. „Ein andermal wird sie sich's zur Wisigung sein lassen.“ Und vor sich hinbrummend und greinend schlendert er wieder

hinaus gegen den Bienenstand, um über dem Schauen an dem emsigen und hurtigen Treiben der klugen Tierchen ins Gleichgewicht zu kommen mit sich und mit seinen Gedanken.

Die Bäuerin aber steht inzwischen auf und läßt sich von der Dirn auf die Gred helfen, trotzdem sie solches selbst imstande wäre. „Das soll er sich aufschreiben,“ zischt sie nur so heraus, und die hellauflodhende Wut in ihrer Brust treibt ihr Tränen aus den Augen. „Das soll er sich merken.“

„Ein Weiberleut soll halt allweil ein bißel nachgeben,“ erinnert die Dirn. „Mit oftmal's einem Manne kommt eine mit schön ausgerechnetem Nachgeben weiter.“

„Ich werd' ihm schon nachgeben, dem . . . dem . . .“ droht sie, und wieder rutscht ein abscheulich Schimpfwort über ihre Lippen . . . Die größte Liebe hat sie noch nie verbunden mit diesem Menschen, und der Wurf hat das bißel Zuneigung, das sie Zeit ihrer Ehe für ihn gehegt, hinausgeprellt und hinausgerüttelt aus ihrem Herzen. Nun geht's aus einem andern Tone, und er mag zusehen, wie ihm der gefällt. Das vergißt sie ihm nicht, so lange sie ein Auge offen hat.

Die Stubentür fliegt hinter ihr derart ins Schloß, daß es im ganzen Hause nur so hallt und klinkt, und dies ist vorläufig der Schlupfunkt des für alle unlieblichen Auftrittes.

Als aus der Pfarrkirche in der Stadt unten die Glocken zu läuten anfangen und der Hall in melodischen Zusammenklängen hinausdringt und hinausjittert über die Gefilde und Hänge ringeumher und den Festtag einläutet, hastet Martin mit seinen in einen Bündel zusammengebundenen Habseligkeiten die Hausboint hinunter ins Tal, in die Stadt.

Den Berneder geht eine Krankheit an.

Das mutmaßen nicht nur der Mathes und die Leute, die tagtäglich um ihn sind, das raten auch andere, die nur ab und zu mit ihm zusammenkommen. Der starke, rüstige Mann magert sichtlich ab, und sein ganzes Wesen und Gehaben wird anders, verdrossen und verschlossen, leutcheu und . . . und halt ganz anders, als es seit jeher gewesen. Wer weiß denn, was in ihm steckt und ihn gelegentlich aufs Krankenbett werfen will?

„Vater, Ihr müßt zum Doktor gehen!“ rät der Mathes eines Tages, aber der Berneder schüttelt nur den Kopf dazu.

„Ich wüßte nicht, wegen was,“ meint er.

„In Euch steckt eine Krankheit, die nach dem Durchbruche ringt. Da ist es am klügsten, bezzeiten vorzubeugen.“

„Eine Krankheit!“ lacht der Berneder hart auf. „Ich wüßte nicht, was mir fehlen sollte. Und für sel, was einen so zuzeiten ein bißel drückt, im Magen oder . . . oder sonstwo, für so Sachen hilfst kein Doktor, Bub.“

„Ist's, wie es ist: etwas fehlt Euch,“ beharrt der Mathes bei seiner Meinung.

„Die Hämorrhoiden¹⁾ halt,“ weicht er weiteren Erörterungen aus. „Sind keine rechte Krankheit und keine Wohlthat auch nicht, und die Doktoren wissen auch nichts Rechtes dawider.“

„So geht zum Arzte!“

„Ah! Wegen der Nichtigkeit nicht.“

„So geht denn der Mathes gelegentlich zum Arzte und bringt Pillen, die wider dasselbe Leiden sein sollen, aber der Bernecker lacht nur so eigentümlich vor sich hin, als er wieder allein ist . . . Pillen wider die Hämorrhoiden, wenn es einem am besten Orte neunmal fehlt! Zum Lachen, rein zum Lachen! Nein, wider die Krankheit, die ihn martert, ist kein Kraut gewachsen, wenn es so fort dauert. Kein gutes Wort hören die ganze Zeit über, kein gutes Auge sehen . . . nein, das hält er auf die Dauer nicht aus, er nicht. Es mögen Männer sein, die sich nicht im geringsten an ein allenfallsiges Trutzen ihrer Weiber kehren oder die diesen Trutz mit Prügelein auszu-treiben verstehen, wenn es nicht anders geht, aber er ist nicht so, er kann nicht so sein. Wie gern er das Weib Zeit ihrer Ehe gehabt, so gern, daß er sogar zu einer Art gelinden Siemandls geworden, wie gern er es noch hat! Und weil er es selmal in jähren Zorne über das gefallene Schimpfwort über die Gred hinuntergeworfen, ist der leibhaftige Plunder los im ganzen Hause, und es hat kein Hersehen, daß es so bald anders würde. Alles, von dem sie weiß, daß es ihm nicht recht ist, das tut sie, und wie sie ihn ärgern kann, so ärgert sie ihn. Das hält er nicht aus, nein, er nicht . . . Und die Geschichte mit dem Hausjerl! Wer ist denn daran schuld gewesen als gerade sie? Wer denn sonst? Wer hat denn Tag und Nacht geredet und genötigt, bis er dem nahezu schon ganz auf den Hund gekommenen Bauer noch für dreitausend Gulden Bürgschaft geleistet? Wer denn anders, als sie? Und er hat in seiner Gutheit gefolgt. Nun ist der Hausjerl verganzen und er kann das Geld zahlen . . . dreitausend Gulden! Und nun greint und schimpft sie über ihn, daß er das Narrenstüdel angefangen, und macht ihm Vorwurf um Vorwurf. Wahr ist's ja: wo gleich dreitausend Gulden hernehmen? Aber gerade sie hat also geraten, und er hat folgen müssen und gefolgt . . . Ja, wenn es noch so wäre, wie es ehzeit im Berneckerhofe gewesen ist! Wenn man das bläulichgraue Gestein nur aus der Erde zu brechen und zu brennen brauchte, um Geld zu machen! Ehzeit ist es so gewesen, und der Berneckerhof war eine Goldgrube. Aber gerade zur Zeit, als in der Stadt drunten das Bauen so recht losgegangen und der Kalk erst reisenden Absatz und lohnende Preise gefunden hätte, ist auf einmal der Kalkstein ausgegangen. Ohne Zweifel steckt noch genug des goldgleichen Gesteines im Grund und Boden des Berneckerhofes; aber wo es halt zu finden ist? Wenn einer das richtige Plazel erwischte, brauchte er am Ende nicht einmal tief zu schürfen. Aber wo dies ist?

Und all dieses beißt und nagt Tag und Nacht in

¹⁾ Hämorrhoiden.

seinem Herzen und an seinem Sinnen und bringt den Mann ganz außer sich.

Es ist um Jakobi herum, da die Wucht dieser Verhältnisse das letzte Restchen gesunden Verstandes erdrückt und irrer Wahn in seinen Kopf zieht.

Er nimmt die Stockhau und fängt aufs Geratewohl zu graben an, wo er dazukommt, bei der Kapelle draußen, am Anger, im Wurzgarten und selbst im Hausstöß.

Er sucht Kalk.

Die Berneckerin schaut eine Weile an dem Treiben, als wäre da sie der Narr, aber allmählich dämmert in ihrem Kopfe die Ahnung auf, wie viel es geschlagen, und ihr Zorn und ihre Abneigung wandeln sich in Abscheu, und kein bißchen Mitleid streift ihr Herz und ihr Sinnen.

Er muß jezt aus dem Hause und aus ihren Augen; er muß in den Narrenturm.

Der Mathes reunt in aller Hast um den Arzte in die Stadt hinunter, nach Aßchau; aber als er mit diesem heraufkommt, wartet sie schon beim Stadel draußen und erklärt mit Bestimmtheit, was nun mit dem Menschen zu geschehen habe.

Doch der Arzte schupst nur die Schultern. „Wir werden ja sehen,“ meint er und sucht den Bernecker, der gerade neben dem Backofen im Obstgarten draußen herumgräbt.

„Guten Tag, Bernecker!“ grüßt er, gar nicht anders, als er zu anderer Zeit den ihm gar wohl-bekanntem Bauer gegrüßt, wenn er ihn irgendwo in der Stadt getroffen. „Fleißig? Fleißig?“

Der Bernecker hält in seinem Tun inne, wischt sich mit dem Hemdbärmel den Schweiß aus dem Gesicht und schaut den Menschen mit unstem, eigentümlichem Blicke an.

„Geht nicht anders, Herr Doktor,“ bescheidet er. „Alles baut und baut, und kein Mensch hat Kalk. Und Geld muß auch sein, viel Geld. So muß ich trachten, daß das Geschäft wieder in Gang kommt. Dreitausend Zentner sind schon verstellt und die langen gerade.“

„Sie suchen also Kalk?“

„Freilich. Der ganze Grund um und um steckt voll Kalkfelsen, aber es ist, wie wenn er Blinde-taze spielen wollte mit mir. Ueber den Kalk schaut er heraus, überall, und wenn ich grabe, ver-sinkt er wieder.“

„Nun, dann werden Sie ihn ja doch einmal erwischen. Aber . . . wissen Sie, zu dem Geschäft gehört ein starker Mann . . .“

„Ganz recht . . .“

„Und Sie sind in der letzten Zeit doch etwas angegriffen worden . . .“

„Ja, mein! Die Pulver mühen nichts.“

„So? Na, dann verschreiben wir halt andere.“ Er summt einige Augenblicke vor sich hin und nickt nachher ein paar Male. „Ich werde Ihnen gleich welche verordnen, und es kann sie irgend jemand anders der Apotheke holen. Von denen soll Ihnen Ihre Frau früh und abends je eins in gedochter Milch

auslöfen. Das trinken Sie, und wir werden die Kur so etwa acht bis vierzehn Tage fortsetzen. Aber unterdessen müssen Sie sich eben schonen. Sie dürfen sich nicht aufregen, nicht schwer arbeiten, dürfen kein Bier trinken und nur viel Bewegung im Freien machen. Dann bringen wir das Uebel schon wieder weg. Haben Sie mich verstanden?"

"Ganz gut, Herr Doktor."

"Da müssen Sie aber gleich zu graben aufhören und sich schonen. Ich werde gleich jemand in die Apotheke schicken."

"Am Ende komm' ich dieser Tage selbst einmal hinunter . . ."

"Nein, es ist so schon besser." Und der Arzt hastet davon und dem Hofe zu.

"Kann er gleich fortgeliefert werden?" fragt die Bernederin hastig.

"Gar kein Darandenten," verneint dieser. "Die Sache ist durchaus nicht so schlimm und scheint vorläufig nur das Ergebnis und die Folge einer bestimmten Ueberanstrengung des Geistes nach einer bestimmten Richtung hin zu sein, aus der sich eventuell eine fixe Idee und später vielleicht eine schwere Krankheit entwickeln könnten, aber vorläufig ist's noch gar nicht so arg. Ich werde ihm Pulver verschreiben, und davon geben Sie ihm früh und abends je eins in gekochter Milch. Das habe ich ihm gesagt und er wird die Milch nehmen. Das wird ihn vorläufig beruhigen, und . . . Sie müssen eben auch mitwirken, daß sein Denken und Sinnen nach und nach wieder in normale Geleise kommt. Es darf ihn nichts aufregen, und was ihn länger geistig beschäftigen sollte, muß ihm ausgerebet werden."

"Also nicht . . . fort?" seufzt sie schier auf.

"Aber durchaus nicht. Halten Sie sich nur genau an meine Anweisung."

Die Bernederin ist sichtlich enttäuscht, aber sie zwingt sich, so viel sie kann, sich diese Enttäuschung nicht recht anmerken zu lassen . . . Einen Narren als Ehemann im Hause haben! Das ist ihr schon so zuwider, wie nur etwas zuwider sein kann, besonders wenn man den Menschen so nicht leiden und nicht ausstehen kann . . . Das wenn eins so voraus wüßte und sehen könnte, was ihm bevorsteht, es bliebe manches ungetan. Wer hätte denn ihr gesagt, daß sie so heiratete? Nur eine blasse Ahnung, wenn ihr selbmal aufgedämmert wäre, wenn nicht alles so geredet hätte an ihr und ihr allerhand Sinnen in den Kopf gesetzt, das sich nachher als eitel Wahn erwiesen, sie hätte den Thron genommen, den Hauslerluben, der nun verganiet ist und in der Spulensfabrik in der Stadt drunten arbeitet. Aber da hat es geheißen: der Bernederhof hat an seiner Kalkgrube eine Goldgrube, und du kannst eine Frau machen, eine rechte, richtige Frau, keine Tag und Nacht geschundene Bäuerin, und das und jenes. Und es hat auch tatsächlich so hergeschaut, bis . . . eines Tages der Kalkstein ausgegangen. So! Jetzt war es Klappen getauscht und . . . und . . . Ah! Wenn eins nicht an alles denkt, ist's gerade so warm und oftmals

sogar besser, weil es sich doch nur aufregt und trotzdem nicht hinaus kann über die unabänderliche Wirklichkeit . . . Und jetzt noch einen Narren zum Manne haben und ihn nicht einmal aus dem Hause bringen!

Der Mathes holt die Pulver aus der Apotheke, und am Abende kocht sie Milch und schüttet ein Pulver hinein, richtet dem Bauer aber ein Dachzimmer zurecht, damit — er mehr Ruhe habe. In seiner Nähe fräßen sie Aerger und Ekel auf.

Am nächsten Morgen kriegt er wieder seine Milch, und den ganzen Vormittag über schlendert er müßig im Hofe herum und auf den nächstgelegenen Gründen; als er aber nachmittags auf den sogenannten Kreuzacker hinauskommt, der gegen die zum ehemaligen gemeinschaftlichen Brechhäusel gehörigen Gründchen hinaus liegt und in dessen Nähe der Mathes, das für den Martin gedungene Knechtel und die Dirn arbeiten, sieht er wieder einen Stein aus dem Raine ragen, holt trotz des ärztlichen Verbotes die Stockhaue und fängt zu graben an.

Das probeweise Herumpäpeln mit den Pulvern nützt also nichts. So einen Menschen greift eine Kleinigkeit nicht an. Und fort soll er auch nicht kommen. Was fängt eins da an? Wie wär' es, wenn sie ihm drei, vier, fünf Pulver in die Milch täte? Wie wär' es, wenn sie gleich alle hineinschüttete? Entweder müßte dies die ganze Narrheit mit einem Schlage vertreiben, oder . . . oder? Was oder? . . . Wär' auch nicht gefehlt, wenn ein anderes Ende herginge. Schön geht's überhaupt nimmer, und das Leben ist auf alle Fälle nur noch ein verpufschtes und selbst verdorbenes.

Und sie schüttet am Abende alle noch vorhandenen Pulver in die Milch.

Am nächsten Morgen rührt und regt sich der Berneder noch nicht, als man schon zur Morgensuppe geht, und das Knechtel, das ihn da über Geheiß der Bäuerin wecken soll, vermeldet, daß er härenhaft fest schlafe und gar nicht zu erwecken und ermuntern wäre.

"Nachher wendet sich's," prophezeit der alte Brechhäuselman, den man für heute zum Tagwerk gedungen. "In lauterm Schlafe wird sich der Riß in seinem Kopfe wieder zusammenheilen."

"Wenn's Gott gäbe!" seufzt die Bernederin, und leise Befürchtung und ein schwacher Vorwurf regen sich in ihrem Herzen. Ob nicht — das andere Ende hergegangen ist! Und wenn es aufstüme! Da müßte schon beizeiten vorgebeugt werden.

"Wird ihm ja doch nicht etwas . . ." mutmaßt der Mathes, scheut sich aber, den Gedanken ganz auszusprechen.

"Um Gottes willen etwa doch nicht," drückt die Bernederin wie aufseufzend heraus. "Wart, ich schau' nach."

Und kopfschüttelnd geht sie hinaus und ins Dachstübel.

Wie ein Stück Holz liegt der Berneder im Bette, so starr, so regungs- und empfindungslos. Der Atem verrät wohl, daß er noch lebt, aber sonst scheint er schon mehr tot als lebendig.

Mit ineinander verschlungenen Händen kommt sie wieder in die Stube. „Der Schlaf! Der Schlaf!“ entsetzt sie sich über den Zustand ihres Mannes. „Mir kommt's gerade so vor, als wäre das kein rechter Schlaf, gar kein rechter Schlaf. So totschlächtig, wie er im Bette liegt! . . . Wird ja nicht gar . . .“ dehnt sie sinnend heraus und geht auf den Schüsselkar¹⁾ zu, wo das Schächtelchen liegt, in dem die Pulver verpackt gewesen. „Um Gottes Christi willen!“ schreit sie dann hell auf, läßt das Schächtelchen fallen und schlägt die Hände über dem Kopf zusammen. „Ich sag's ja . . . ich sag's ja . . . der . . . der Mann hat . . . alle in die Milch geschüttet, alle auf einmal.“

„Könn't ja!“ entsetzt sich der Mathes. „Hat er denn gewußt . . .?“

„Mein Gott! Wer kann denn gleich an alles denken und auf alles gefaßt sein?“ klagt sie. „Wenn mir ein Gedanken kommen wäre! . . . »Tu zwei hinein!« hat er geraten, die . . . Näscheri ist etwas für Saugkinder. Aber ich weiß, was der Doktor gesagt hat, und ich hab' ihn schwazzen lassen und . . . Ja, wär' . . . könnte denn einem im Schlafe einfallen, daß er selbst das Schächtel suchen würde? Wie es herschaut, hat er in . . . in seinem Strubel gleich alle in das Häfen geschüttet, alle, weil . . . Nicht ein Staub ist mehr da, nicht ein Staub, und der Schlaf . . . der Schlaf!“

Der Mathes stiert eine Weile mit weit aufgerissenen Augen vor sich hin. Diese Mitteilung erschreckt ihn, den gleich seinem Vater in Gemütsjachen etwas weich geratenen Jungen, so, daß er nicht gleich weiß, was nun anzufangen ist.

„Ein närrischer Mensch hat närrische Einfälle,“ meint der Brechhäuselmann. „Kann schon sein, daß ihm die Geschichte zu langweilig hergegangen ist, und so hat er in seinem Wahne gleich das Uebel beim dicken Trumm angepackt.“

„Ich renn' schnell zum Doktor,“ besinnt und entschließt sich der Mathes nun. „Man kann nicht wissen, was . . .“

„Ja, geh, renn! Sag ihm gleich, was vorgefallen ist, und daß er uns die Pulver erwiecht hat, alle auf einmal. Und er soll gleich kommen, hörst, gleich!“ rät und schafft sie, und dann geht sie wieder ins Dachstübel hinaus, setzt sich an das Tischchen hin, stützt den Kopf in die Hand und sinnt und grübelt vor sich hin, ohne ihren Mann auch nur mit einem Blicke zu streifen . . . Wie mag sich die Geschichte nun wenden und drehen, und — wie mag sie enden? Wird man ihre Schuld herausfinden?

Ein anderes Gesicht zeigt böses Winken vor der Tat, ein anderes nachher.

Um halben Vormittag herum kommt der Arzt, untersucht den Bernecker und schüttelt den Kopf. Es wird sich kaum mehr abwenden lassen, daß der einst so starke, kräftige Mann hinüber schläft in einen Schlaf, aus dem es erst am Jüngsten Tage ein Erwachen

¹⁾ Kar = Korb, Behälter; Schüsselgestell. Vergl.: althochdeutsch kar, mhd. kar = Gefäß, Behälter.

gibt . . . Daß Sie aber so wenig vorsichtig gewesen und so wenig achtsam auf das Schächtelchen? Ja, mein! Wer kann denn gleich an alles und gleich ans Aergste denken, wenn ihm der Kopf so voll Sorg und Kümmernissen steckt? Gar so arg ist er ja doch nicht beisammen gewesen, daß ihn eins hätte keinen Augenblick aus den Augen lassen dürfen. Den ganzen gestrigen Vormittag über ist er gewesen,



Wenn er, der Doktor, nur ein Wörtel hätte verlauten lassen, daß man die Pulver verstopfen sollte.

daß ihm kein Mensch seinen Wahn hätte anmerken können. Wenn er, der Doktor, nur ein Wörtel hätte verlauten lassen, daß man die Pulver verstopfen sollte.

Das ist ja alles recht und richtig, aber . . . geschene Dinge lassen sich nicht mehr ändern, und dieser Leichtsinns mag sich am Leben des Berneckers bitter rächen.

Sie atmet tief auf; es klingt wie ein harter, schwerer Seufzer der Not und Verzweiflung, aber es ist doch das Aufseufzen eines, dem ein schwerer Stein vom Herzen gefallen. Und ihr sind zwei Steine vom Herzen gegelitten. Es hat den Anschein, daß sie nun des ungeliebten und in letzter Zeit sogar gehaßten Mannes los und ledig werden wollte, und dann merkt sie, daß die Ausrede gut versangen. Kein Mensch wird ihr einen Verdacht anwerfen.

Gegen Abend schläft der Bernecker still und unmerklich hinüber in ein ander Leben, zu dem der Weg nur durch die Pforte des Todes führt.

Die Bäuerin gebärdet sich schier wie eine Verzweifelte, und der Mathes hat den ganzen Tag über sich doch so weit abgefunden mit dem vom ersten Augenblicke an als unabwendbar Geltenden, daß er dem traurigen Ereignisse gegenübersteht wie ein Mäulerleut, das wohl die geschlagene Wunde und deren Schmerz ebenso gut fühlt, wie die wehleidigste Person, das aber beide verbeißen und halbwegs verbergen

kann vor der übrigen Menschheit. Wider den Tod ist kein Kraut gewachsen, und die Väter der Größten und Mächtigsten der Erde müssen ebenfogut sterben, wie sein Vater gerade gestorben.

Es ist zur Zeit des Grummetheuets, und im Bernederhose führt man gerade die vorletzte Fuhre in den Stadel, als der Gemeindediener daherkommt und die Einberufungskarte für den Mathes bringt: zur dreijährigen Dienstleistung bei der Kavallerie einberufen und in den ersten Tagen des Oktober einrücken!

Der Bernederin fällt der Rechen aus der Hand, als sie solches vernimmt, und in ihrem Körper beginnt es geradezu zu fiebern. Also nichts genutzt! Nach dem Tode ihres Mannes hat sie gleich ein langmüthiges Gesicht aufsetzen und einreichen lassen, damit man ihr den Buben daheimlassen möge, weil sie sonst ganz allein stünde in der Wirtschaft und vollständig auf fremde Leute angewiesen wäre, und weil im Falle einer Erkrankung die Wirtschaft gänzlich fremden Leuten und deren Gutdünken ausgeliefert wäre. . . . Und es hat nichts genützt.

Zorn und Aerger lassen sie nimmer dazu, beim Einbringen der letzten Fuhre mitzuhelfen, und am nächsten Tage geht sie gleich nach Aischau hinunter, in die Stadt, zum Advokaten und klagt dem die Hochbeinigkeit des Staates.

„Wir werden es doch noch durchsetzen,“ verspricht der nach einigem Sinnen. „Vorläufig bleibt sonst nichts übrig, als daß der Herr Sohn einrückt; aber wir arbeiten, ihn loszukriegen. Selbstverständlich darf es Ihnen auf . . . einige Kosten nicht ankommen. Sie wissen ja.“

Und die Bernederin glaubt der Versicherung und hofft, den Buben wieder loszubekommen von dem gefürchteten und verhassten Soldatenleben. Sie könnte wohl allenfalls den Martin wieder zu sich nehmen, aber der verdient sich in der Eisenwarenfabrik ungleich mehr, als sie ihm als Entlohnung bieten könnte, und dann hat er nach längerer, ununterbrochener Arbeitszeit auch Anwartschaft auf eine möglicherweise freierwerdende Vorarbeiterstelle. Den kann sie also doch nicht gut wegreißen von seinem Platze, und . . . den andern sollen sie ihr nur wieder heimlassen. Sie weiß, daß solches geht, wenn der Wille dazu vorhanden ist, und sie weiß auch, daß allenfalls mehr geht. Wie solches kommt, und wo das Türchen ist, allda man anzuklopfen hat, das weiß sie wohl nicht, aber sie verläßt sich darauf, daß so ein Türchen vorhanden im türchenreichen Vaterlande, und daß dies der Advokat kennt und weiß, und anzuklopfen versteht.

Und von der Stunde an ist sie wieder so ausgeräumt wie ehemals. Selbst als der Tag kommt, wo die Rekruten mit ihren schwarzen Handkofferchen zur Bahn gehen und sich auf dem Bahnhofe sammeln wie die Schwalben über der herbstlichen Flur, und wo die sie begleitenden Eltern mit traurigen Gesichtern und oftmals ganz verweinten Augen umherstehen und die Köpfe hängen lassen, lacht und scherzt sie, als machte ihr Bub nur so eine Art Spazierfahrt.

Beim Einfahrtszeichen draußen pfeift der Zug, und die Rekruten packen ihre Kofferchen auf und drängen sich nochmals an die Eltern oder Befreundeten, um ihnen die Hand zu reichen zum Abschiede auf so und so lange und noch ein liebes gutes Wort mitzunehmen in die gefürchtete und verhasste Zeit.

„Bergatterung!“ schreit einer, der von dieser Sache sonst nichts weiß, als lediglich das leere Wort, und ein zweiter tut einen Zuchzer, der so klingt, wie wenn eine alte Henne kräht, und mit dem er seine richtige Stimmung verhüllen will.

„Schau fein, daß dir das Zeitlein über nichts geschieht!“ trägt die Bernederin ihrem Buben auf, da sie ihm die Hand zum Abschiede beut. „Und laß dir gerade nichts abgehen!“

„Ch' nicht,“ beruhigt der, erinnert aber gleich nochmals an etwas rasches Arbeiten. „Trachtet aber, daß . . .“

„Um sel brauchst keine Sorg' zu haben,“ fällt sie ihm hastig in die Rede. So geschieht ist man schon selbst.“

Der Zug fährt ein und hält, aus allen Wagenfenstern schreien und lärmen die Rekruten, und ein stämmiger, zerrissener Kund schwingt seinen bodenlosen Strohhut und schreit durch das Gelärme: „Wer will, wer mag um einen Sechser nach Carnopol, Stanislaus, Filzlaus usw.?“

„Wir da!“ schreit des Kuppen Andres zurück und zieht den Mathes mit zu dem Wagen, daraus der vorausichtige Leidensgenosse sein Sprüchlein gerufen. Sie sind also schon ihrer drei, die das Schicksal in dieses — gelobte Land führt.

In kurzer Zeit haben sich die Rekruten in den Zug verbrochen, neues Geschrei hallt aus den Fenstern, Zuchzen und Singen, und fort geht's nachher. Dies ist ein Jahr wie das andere so, und ein Jahr wie das andere bringt diesen Tag und diesen Auftritt, nur die Mitwirkenden dabei wechseln, die Abfahrenden und die Zurückbleibenden, und Segenswünsche sind es nie, so da als stille Seufzer oder halblautes Gegreine in den Lützen verhallen. Nur die Bernederin seufzt und greint nicht. Als wenn sie von einem Besuche ginge, geht sie vom Bahnhofe weg und ihrem Hofe zu. Sie hat vorläufig noch nicht Ursache zum Klagen und Greinen, und wenn jeder so sicher heimkäme, wie ihr Mathes, wäre bald kein einziger Mann mehr bei den Soldaten.

Es wird gehen, hat der Advokat gesagt, und es wird auch gehen. Der und der hat seinen Buben schon heimbekommen, wenn er das rechte Türlein gefunden; der Söldner vom Frohnberg hat einen wohl nicht gerademwegs heimgekriegt, aber man hat gefunden, daß der junge Mann krank sei und zur Erholung auf Urlaub müsse, trotzdem der Kerl so gesund gewesen, daß er daheim einen Knecht erspart, und mit lauter Urlauben sind die drei Jahre verfloßen. Ja, es geht auf allerhand Art, wenn . . . es gehen will. Geld kostet es halt, und mit diesem ist gerade da nicht zu targen. Wird sich schon wieder anderswie einbringen lassen. Eine richtige Partie

bringt den ganzen Krempel wieder eben, und um eine solche muß er sich umsehen, weil hübsch ein paar Schulden auf dem Hofe lasten, und . . . für den Martin müssen sich bei der Uebergabe auch ein paar Hunderter erübrigt lassen. Kriegen muß er etwas, geht's ort oder eben; anders tut sie es nie und nimmer.

In der Wirtschaft merkt man schon vom ersten Tage ab, daß einer fehlt, trotzdem das Knechtel ein ganz tüchtiger Bursch ist und sich redlich plagt, die Lücke halbwegs auszufüllen, bis der Mathes wieder heimkommt.

Aber es vergeht Woche um Woche, und trotzdem der Advokat sein möglichstes in der Sache getan und sogar eine Reise unternommen, will nichts verlauten, daß der Bub endlich einmal heimkäme. Wohl aber kommen Briefe um Briefe, die die reinsten Zeremonien sind. So und so würden sie geschunden und gehunzt, unter lauter Tscheken und Polaken wären ihrer drei Deutsche, und diese müßten dem Pade gerade die Narren und Schuhfetzen machen und könnten und dürften nicht einmal etwas sagen dazu, um ihre Lage nicht noch schlimmer zu gestalten. Gestohlen würde wie bei den Dohlen, und wo einer ein Stück unversperrt liegen ließe, hätte er es schon zum letzten Male gesehen gehabt. Man möge doch trachten, daß er so bald als möglich heimkäme.

Trachten! Ja, was soll denn eins noch alles unternehmen und tun? Es wird sich ja doch bald entscheiden und wenden müssen.

Und es wendet sich. Eines Morgens steht der Mathes wieder auf der Stred des Vaterhauses und pocht an die Türe und begehrt Einlaß. Er ist nun doch heimgeschickt worden und hat nichts weiter zu tun, als durch zwei Jahre alljährlich beizeiten um Befreiung nachzusuchen. Wenn's gehen will, so geht es eben.

Der ganze Staat steht im Zeichen des Wahlkampfes. Eine neue Zeit bricht an. Das bestkloße Volk, das bislang nur für den Militärdienst und zur Leistung der sogenannten indirekten Steuern gut und zu brauchen gewesen, soll Sitz und Stimme kriegen im Vertretungskörper des Staates; den bestehenden vier Wählerkurien soll eine neue hinzugefügt werden, eine fünfte, die „allgemeine Kurie“, die man so ungefähr die Kurie der Bestkloßen nennen könnte.

Die Sache ist nun Gesetz, und auf Grund dieses Gesetzes sind die Wahlen ausgeschrieben. Und daher gleicht das ganze Reich einem Ameisenhaufen; alles rührt und regt sich. Jede Partei und jedes Parteichen stellt ihre Kandidaten und ihr Programm auf, das unter allen Umständen als das allein richtige bezeichnet wird, und verrupft bei solcher Gelegenheit jede andere mitwerbende Partei und deren Kandidaten.

Das ist im ganzen Reiche so, und das ist auch im Aischauer Winkel das gleiche; nur trifft es sich dort, daß viel mehr Gegensätze und Parteilungen aufeinanderprallen, als an manch anderem Orte.

An Bewerbern fehlt es sonach nicht, und jeder hat seine Anhänger und seine Widersacher, und gerade bei dieser Gelegenheit stoßen die zu anderer Zeit mehr oder minder gebundenen und vom Streben nach Erwerb und Brot überwucherten Gegensätze herb und schroff aufeinander.

„Wahlzeit wenn immer wäre, dann gliche die Welt einem Igelneß,“ sagt einmal Schöffer, der Bäd, und trifft damit den Nagel auf den Kopf. „Einer wie der andere täte sich an den Stacheln seiner Nachbarn und Nächsten todwund stechen.“

Am kräftigsten aber arbeiten die Sozialdemokraten. Jetzt heißt es, Parteigenossen in den Reichsrat zu bringen, und das Ziel ist der Mühe wert.

Im großen Saale des Hotels Stern ist für nächsten Sonntag eine großartige Wählerversammlung angesagt, zu der die besten Redner der Partei kommen sollen, und überall wird geredet, geworden und überredet. Nur ist die Sache insofern noch mißlich, weil man sich bezüglich des Kandidaten noch nicht einigen gekonnt und teilweise auch nicht gewollt.

Die Mehrzahl der deutschen Arbeiter ist für einen deutschen Schlosser oder für den Zeitungsredakteur, aber die tschechischen Arbeiter wollen dem nicht bestimmen und beharren hartnäckig und trotzig darauf, daß der tschechische Lehrer als gemeinsamer Kandidat anerkannt und gewählt werde.

„Wir geben nicht nach!“ Das klingt und hallt aus jedem ihrer Worte und aus jeder Rede. Nachgeben müssen die Deutschen, weil dies nun einmal — so sein soll im Lande.

„Wir haben recht so gut wie ihr,“ erklärt der Martin in seiner holprigen Rede trotzig und legt sich gewaltig ein für den tschechischen Kandidaten.

„Wir! Wer wir?“ fragt ihn der ehemalige Hauserbauer schnippisch. „Du tußt überhaupt, als wärst du der ärgste Stoßböhm.“

„Bin ich auch!“ trotz der Martin. „Ja, Schnecken!“ lacht ihm der Hausel hellauf ins Gesicht. „Ein Zwitter bist, sel sag' ich dir. Wie wenn man es nicht wüßte! Deine Mutter ist eine rein Deutsche gewesen, weil sie in die Bernrieder Gemein' gehört hat, und dein Vater wird am Ende auch ein Deutscher gewesen sein, zähl' ich. Ein Deutscher bist von Geburt aus, und zu deiner eigenen Schande spielst dich auf den Stoßböhm hinaus.“

„Was werdet denn Ihr wissen?“ „So viel gutding, wie du selbst. Deine Mutter gerade hab' ich nicht gekannt, denn das Leut ist in der Fremde aufgewachsen und — mir scheint — auch in der Fremde verdorben. Aber an der ihre Eltern kann ich mich noch so gut erinnern, wie wenn sie erst vorgestern fortgezogen wären.“

„Auf Mutter preiß' ich,“ ärgert sich der Martin. „In Gesicht spuden müßt' ich ihr, wenn kennet' ich sie, durchhauen, abdroffeln wie Laube. Ich weiß, was ich ihr hab' zu verdanken: Finkelkind bin ich gewesen und bin ich heute noch. Ich weiß, was hab' ich ausgestanden. Nicht so viel Fressen hab' ich gekriegt, wie gibt man jungen Hund, und Prügel . . .“

Prügel, nichts wie Schläg' und Prügel. Da schaut meinen Arm an!" Und er reißt das Hemd auf, stülpt den Ärmel zurück und weist einen gebrochenen und schlecht angeheilten Arm. "Wer hat mir ihn abgeschlagen mit Holzschheit? Ziehwater. . . Wie gut haben andere Kinder, und wie hab' ich es gehabt? . . . Hausler, daran denken, wenn tu ich, und wenn kenne' ich Mutter, es geschähe Unglück; wirklich wahr. Ich könnt' mir nicht helfen. . . Das dan' ich Mutter."

Er hat sich in gewaltige Erregung hineingebacht und hingeredet. Sein Gesicht glüht, als ob er stundenlang vor der Feueresse gestanden, und seine Hände zittern förmlich.

"Deine Sach', wie du es in dem Stücke halten willst," stellt der Hausler gleichmütig frei. "Aber Du bist Deutscher bist, sagst so oder so."

"Du bist Deutscher?" fragt einer der Eisenarbeiter. "Hab' ich immer meinen. . ."

"In eine deutsche Gemeinde gehörst auch," erinnert ein Tischlergeselle.

Und da setzt dich so weit zurück, daß du dein Volk, deine schöne Sprache verleugnest?" tadelt Hans Eberlein, der Buchbindergehilfe. "Weißt du, was einer unserer besten Dichter von der Muttersprache sagt? Martin heißt der Mann auch, Martin Greif. Hör einmal an!"

Und er trägt das Gedicht vor:

"Vieles kann ein Volk entbehren,
Wenn dazu die Not es zwingt;
Doch dem Feinde muß es wehren,
Der es um die Sprache bringt.

In ihr wurzelt unser Leben
Und erhält durch sie Bestand;
Wer sich ihrer hat gegeben,
Der verlor sein Vaterland."

Die tschechischen Arbeiter verstehen fast alle Deutsch, aber doch zu wenig, um den Sinn und das Ziel dieses Gedichtes erfassen und erwägen zu können, doch dem Martin steigt ungefähr so etwas wie linde Scham in die Brust. Es mag etwas Hohes und Wertvolles sein, das einen zu solcher Mahnung begeistern kann und. . . Ja, welche Sprache ist denn die seine? Das Nabenaas, seine Mutter, mag wohl eine Deutsche gewesen sein, sein Vater, der Lump, der sich nicht einmal als solchen zu nennen getraut, kann ja auch einer sein, wenn er noch lebt, aber. . . gelernt hat er zuerst die tschechische Sprache, und bei der bleibt er.

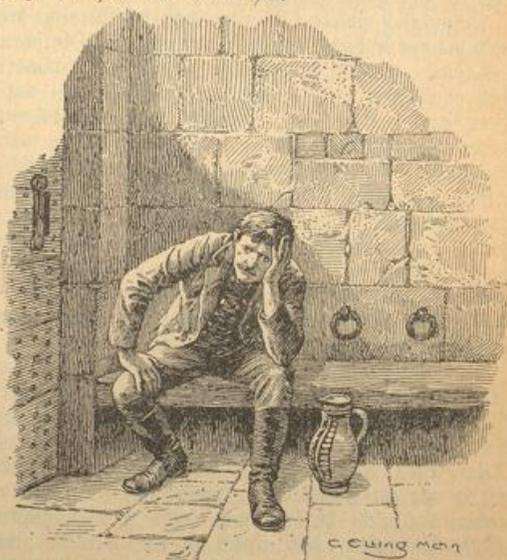
Man redet und streitet hin und her, und jede Partei führt die Gründe ins Treffen, die sie zur Aufstellung ihres Kandidaten und zum Festhalten an demselben gezwungen, und zum Schlusse kommt man darauf, daß, wenn die tschechischen Arbeiter an ihrem Kandidaten festhalten, leicht der Advokat als Sieger hervorgehen könnte aus dem Wahlkampfe; emigte man sich aber für den Schlosser, so stimmten auch die Nationalen zu, und der Sieg wäre hier so viel wie sicher. Das sagt auch der Martin.

Manche der tschechischen Arbeiter sehen dies ganz

gut ein und raten selbst so, aber andere können und wollen sich der Meinung nicht erwehren, der Genosse vermöge trotz aller zur Schau getragenen Tschechenfreundlichkeit und allem Getue seine deutsche Abstammung nicht kurzerhand unter den Tisch zu werfen, und dieser Umstand spielte bei dem Räte mit. Geheimes Mißtrauen beginnt sich einzunisten in ihren Herzen und ihren Sinnen, und sie fangen an, ihn als Zwitter, als Ueberläufer oder solches Aehnliches zu betrachten, dem weder die noch jene recht und ernst vertrauen könnten, diemeil ihm das Hin- und Zurücklaufen gleich leicht ankommt.

Der Martin merkt nach und nach diese Stimmung und dieses Mißtrauen, und er trachtet, demselben kräftig zu begegnen. Bei der Wähler-versammlung tritt er eifrig für den tschechischen Kandidaten ein und überwirft sich dabei gehörig mit dem Hausler, der ihm in der Folge sein Haus verbietet.

Aber auch das taugt denen nicht, die einmal Mißtrauen wider ihn geschöpft, und sie sehen es als Beweis an, daß auf einen solchen Menschen eben kein Verlaß ist, weil er einer sich nach dem jeweils wehenden Winde richtenden Fahne gleicht, der es gleich ist, zeigt sie hier oder dort hin.



Und dieses Vorsichhinwinken in der Gefängniszelle bringt und drängt ihn allmählich auf einen andern Weg.

Anspielungen und Stichelreden werden locker und laut, und er, der Martin, empfindet jedes Wort wie einen Messerstich, weil er nichts dawider zu tun vermag, das Gegenteil undeutlich zu beweisen. Das Reden nutzt nichts, und Taten zweifeln sie an.

Und einmal machen sie ihn so zornig, daß er einen Biertrug faßt und damit ihrer zwei unter den Tisch schlägt. Es fallen später für ihn auch Prüfte und Schläge genug ab, aber die Sache kommt zur Anzeige, kommt vors Gericht, und er muß zur Sühne drei Tage ins Loch.

Und diese Zeit des Alleinseins mit sich selbst, mit seinem Aerger und seinen Gedanken, dieses Vorschinhinsinnen in der stillen Gefängniszelle bringt und drängt ihn allmählich auf einen andern Weg. Wie es heißt, ist er ein Deutscher, und da ihn die andern nimmer wollen, ist er halt ein Deutscher. Uebrigens mag er mit diesen Leuten, die ihm jetzt so zusehen und ihn ins Loch gebracht, nimmer arbeiten. Er schaut sich um ein ander Geschäft und trachtet, sich in absehbarer Zeit eine feste Stellung zu erobern, wo er daran gehen kann, ein warmes Nest zusammenzufügen für sich und seine Marga. Vielleicht zeigt sich ihm dann das Glück, das ihm auf seinem bisherigen Lebenswege so hartnäckig ausgewichen und ihn nur immer von ferne höhnisch angegrinst, wenn es andere recht zärtlich gekost.

Gleich nach seiner Entlassung aus der Haft fragt er nach anderer Arbeit und Beschäftigung um, und nach einigem Suchen findet er auch eine Stelle als Tagelöhner und Aushilfsbierführer im Genossenschaftsbräuhaus, und dann kündigt er seinen Dienst in der Eisfabrik des Jacques Bickelstein.

"Sie können gleich gehen," sagt man ihm dort, und er geht daher gleich.

Männiglich wundert sich nun, daß der Mensch, der noch bis vor wenigen Tagen so arg über die Deutschen losgezogen, jetzt auf einmal über die Tschechen schimpft und von deren Plänen und Vorhaben so viel aufdeckt, als er eben weiß. Manche bringen dies mit seiner gegenwärtigen Stelle in Zusammenhang und mutmaßen, daß er solches nur der zumeist deutsch-national gesinnten Bräugenossenschaftsmitglieder wegen tue, um breiten Fuß zu fassen, und andere wollen darin ein Trutzstückel sehen gegen diejenigen, die ihn in die Strafe geritten. Ernst nimmt ihn und seine Reden keiner, und öfter denn einmal muß er hören, daß er trotz alledem doch ein Tscheche wäre und bliebe, weil er nicht einmal ordentlich Deutsch könne.

Auch dieses ärgert ihn, und eine eigenartige Erregtheit nistet sich ein in seinem Herzen. Der Häuserl hat recht gehabt: er ist ein Zwitter, man mag ihn hier und dort nicht. Und wie kommt er dazu? Die Zeiten, die er durchlebt hat, und nun . . . steht er da wie ein einschichtiger Baum auf freiem Felde, der nicht hinüber und nicht herüber gehört. O, so ein Leben, das einem so eine Mutter gibt! Jedes wilde Tier nimmt sich um sein Junges an und hegt und pflegt es in Liebe; der Mensch nicht. Wenn er nur der Bürde los ist und ledig. Ja, zusammenkommen, wenn er einmal könnte mit einem seiner Eltern, mit dem oder dem, es . . . es wüchse nichts Gutes heraus.

Ein milder Sommerabend senkt sich über die Erde nieder.

Leise plätschernd und gurgelnd rinnt das Flüsschen dahin zwischen den Ufern, im Fellergerstände säuselt der Abendwind und zirpen die Grillen, und Sonnenwendkäfer zünden ihre Lichtlein an und leuchten wie Sternlein aus dem grünen Däster. Vom Abend-

himmel her strahlt purpurnes Abendrot, und am Morgenhimmel steigt der Mond empor über die dunkelbewaldeten Berge mit breittlachendem Gesichte und schlaublinzelnden Augen, und die Wellen des Flüsschens gleiten dahin wie glühend Erz.

Neben Flüsschen und Fellergehage zieht sich ein schmaler Fußsteig durch den taunassen Wiesenplan, und den wandeln ihrer zwei Hand in Hand: der Martin und die Marga. Weithin schlendern sie und reden und plaudern von dem und jenem, und als sie wieder umkehren, bleibt der Martin plötzlich einmal stehen und schaut dem Dirnlein ins Gesicht, wo der Mondschein sich in den blauen Augen spiegelt wie eiskalt Feuer.

"Weißt du was, Marga?" fragt er langsam und sinnend.

"Was denn?"

"Ich werd' mich einmal aufmachen und . . . fortgehen. Mich leidet nimmer da."

"So?" Wie hart verdrücktes Weinen klingt die Frage.

"Ja. Da ist nicht Glück für mich. Ich muß unter andere Leut', muß kommen aus meinem Turbel . . . muß leben können wie Mensch, nicht wie . . . wie Zwitter. Und dann, Marga, dann heiraten wir und bauen uns Glück, was ist wirkliches Glück, und was kann nichts verzagen aus unserem Haus. Willst du, Marga?"

"O, ich werde dich halt nachher nimmer sehen."

"Marga! Hand lass' ich mir abhacken, Herz lass' ich mir aus Brust reißen, aber dich lasse ich nicht, Marga, nicht um ganze Welt."

"Ich werde sehen . . ."

Sie wandeln wieder weiter, dem nicht verstummern wollen den Geräusche und Getöse der Stadt zu, und reden und träumen von dem Glücke, das ihnen die Zukunft bringen soll in ferner, ferner Fremde, und das letzte Abendrot verglimmt am Himmel, der Mond reckt sein lachend Gesicht immer weiter und weiter empor und im Ufergehage zirpen die Grillen und leuchten die Sonnenwendkäfer hin und wieder.

Die Pernerckerin geht mit der Jolebäuerin aus dem Nachmittagsjegen heim, und weil diese ihren aus neuartigem Samen gezogenen Flachs so lobt und weil eins den ganzen Sonntagnachmittag über ja daheim sonst auch nichts tut und tun kann, geht sie mit und besichtigt den wirklich prächtigen Flachs, der sich um diese Zeit schon zu ganz ansehnlicher Länge emporgearbeitet.

"So einen Samen muß mir nächstes Jahr auch zulassen," fordert sie. "Wenn ich wieder einmal mit etwas . . ."

"Aber freilich kriegst ihn," verspricht die Jolebäuerin hastig und hebt nochmals die besonderen Eigenschaften und "Tugenden" dieses Flaches hervor, und so schwatsen und reden sie, bis es für die Pernerckerin wirklich Zeit wird zum Heimgehen.

Gemächlich schlendert sie die Hängen hinüber gegen ihren Hof, da an einem Kornfelde schauend, dort an

einem Kartoffelacker oder an einem schöngewachsenen Ackerbestande, und all dieses wieder mit dem Stande der Fehung auf ihrem Grund und Boden verleichend.

Des Brechhäufelmannes einzige Tochter sitzt auf dem Gredbänkchen herausen, strickt an einem Sonntagstrumpfe und schaut darüber weg sinnend zu Dale. Führt ein einsam und leutschen Leben, das sich nicht jedes in diesen Jahren führen wollte. Aber freilich: Heutzutage will das junge Gebursche ein über's andere aus mit lauter Getu' und Gewandhoffart, und wer da nicht mittun kann, dasselbe muß sich auch so hübsch einschichtig alten. Ist nicht so übel, das Dirndl, hat einen



Herrgott in deinem Reich! das ist ja . . . ist ja echter, blanker Kalkstein."

erstand und ein Geschick zur Arbeit, aber . . . wer nichts hat, der muß sich heutigentags schon allehalten.

"Na, du gibst doch selbst am Sonntage keine Ruh", neckt die Berneckerin leichtlin, weil sie das Ding, das sie mitunter zur Arbeit braucht und kriegt, weit recht gut leiden kann. „Kommt schon in die Hölle.“

"O, deswegen wohl kaum, Nachbarin," lacht das Dirndl. „Kann schier weniger Sünde sein, als wenn ich etwo herumratschte mit andern und die Leut' wärtschete.“

"Sel schon, sel wohl," nickt die Berneckerin und geht weiter, da sie vermeint, damit wäre auch für ein kleiner Deuter abgefallen.

Gras haben die Leute in ihrem Bointl¹⁾, daß

einen fast der Neid angehen könnte. Aber freilich: wenn eins nicht viel hat und an dem beständig arbeiten und düngen kann! Da wär's ein Wunder, wenn es anders wäre. Und die Erdäpfel! Herrschaft noch einmal! Kräuter und Strünke haben die, als wie nur. Ob sich diese Leute nicht auch um einen neuen, in der Gegend bisher fremden Samen umgesehen? Na, davon muß sie schon auch bekommen. Wie es aber unter der Erde ausschauen mag, mit den Knollen, dem Erdäpfelansatz?

Sie will über den Rain hinunter, um einmal nachzusehen, rutscht aber mit beiden Füßen zugleich aus und fällt der Länge nach hin, daß sie fast alle Rippen im Leibe krachen zu hören wähnt . . . Ah, die Rippen! Denen ist gottlob nichts geschehen, aber das Hüftbein hat sie sich derart an einen Stein geschlagen, daß sie kaum aufstehen kann.

Ist aber keiner um die Wege und zu sehen. Und auf dem blanken, weichen Rasen ist's nicht möglich, daß sich eins so aufschlägt. So muß unter dem Rasen einer verborgen stecken.

Sie tastet mit der flachen Hand herum an der Stelle, wohin sie gefallen . . . Ja, da steckt er ja drinnen, der Kropf, der elendige! Daß aber diese Leute gar so schlampig sind und so Zeug unter dem Rasen, knapp unter dem Rasen dulden! Wie eins darüber mäht, muß es anhauen . . .

Herrgott in deinem Reich! Das ist ja . . . ist ja echter, blanker Kalkstein!

Sie schaut nimmer nach dem Knollenansatz der Erdäpfel, sie schaut nur mit weitauferissenen Augen nach dem Steine, der hier bis hart an die Luft heraustritt, und . . . der bei ihnen drüben um keinen Preis mehr zu finden.

Die wenn es wüßten!

Hastig legt sie das losgerissene Rasenstück wieder darüber, klettert den Rain hinauf und zieht eilig ihrer Wege, damit niemand ein Gedanke an ihre Entdeckung kommen könne . . . Da ist er jetzt! Da ist Kalk, und . . . sie hat keinen. Des Kalkes wegen hat sie auf den Berneckerhof geheiratet, und aus's leere Nest ist sie gekommen. Da wäre der Stein nun, und die Leute wissen nicht einmal, was für Geld in ihrem Grund und Boden steckt, was für Unmengen von Zentnern bei dieser Zeit, wo alles bauen will und baut und Kalk braucht. Diesen Grund muß sie kriegen, koste er, was er kosten möge.

Den ganzen Abend über sinnt sie nach dieser Richtung fort, und als die Nachtsuppe gegessen ist, macht sie noch einen Gang in die Felder hinaus und — kommt bis ins Brechhäufel.

Was die Leute doch für schöne Erdäpfel haben! Gewiß ein frischer Samen, eine neue Sorte? Und überhaupt ist der Grund schon gut, und es gedeiht alles so schön, wie fast nirgends mehr. Das Häufel und die Lage täte sie sich für ihr Leibtumhäufel wünschen, wenn sie einmal ins Ausgedinge zöge.

"Ist's etwan schon so weit?" erkundigt sich der Brechhäufelmann.

"Jetzt gerade noch nicht," bescheidet sie ausweichend,

¹⁾ Hauswiese. Abd. und mhd. biunde.

„aber mein! Wenn der Bub ganz los ist von der Soldatenzeit, nachher geht's um den Ernst. Ich plag' mich nimmer lange.“

„Hast auch recht. Du hast dir schon gearbeitet genug.“

„Ja ... und weil ich vorhin schon gesagt hab' davon: wär' nachher das Häusel nicht feil, damit ich es mir schön langsam zusammenrichten lassen könnte?“

„Mein!“ macht der Brechhäuselman verlegen und schupst die Schultern. „Wenn sich die Eovel etwas Besseres fände, sonst ... geb' ich es nicht her.“

„Kriegest einen Haufen Geld, mit dem du auf einen Bauernhof heiraten könntest“ redet die Bernederin nun dem Dirndl zu. „Ich täte die Sach' überzahlen ... wirklich überzahlen.“

„Ist nicht feil,“ bescheidet die Eovel kurz. „Mir gefällt's in dem Häusel guding nochmals so gut, wie es Euch gefallen würde. Und wer mich will, der muß auch ins Häusel her.“

Ist nicht feil ... Da muß also vorläufig kein Reden; da bleibt sonst nichts übrig, als warten und von Zeit zu Zeit ein bißel ... nachhelfen ... Wer sie will, der muß auch ins Häusel.

„Oha!“ lacht sie dann in währendem Gehen und Sinnen hellaus heraus. „Umgekehrt ist oftmals auch gefahren. Wer das Häusel will ... Zu der Hade werden wir bald den richtigen Stiel gefunden haben.“

Als sich die Ehehalten zu Bette begeben, winkt sie dem Mathes zu sich in die Stube.

„Du, ich habe heute etwas gefunden,“ lächelt sie geheimnisvoll.

„Was denn?“ fragt er mehr gleichmütig als neugierig.

„Was meinst denn?“

„Ja, was kann ich wissen? Vogelnester suchen geht Ihr nimmer, wie kleine Buben.“

„Nein, sel nicht ... Kalk hab' ich gefunden.“

„Kalk?“ wundert er. „Wo ... denn?“

„Wo meinst denn?“

„Auf unserem Grunde?“

„Nein. Im Brechhäuselraine, hart neben dem Wege ... Aber nichts sagen! Der muß unser gehören.“

„Wenn sie den Grund aber nicht verkaufen?“ stellt er vor. „Nehmen kann man heutzutage keinem Menschen seine Sache.“

„Gar nicht notwendig. Ich hab' meinen Plan schon fertig, und der taugt überall hin ... So ein Kalksteinbruch hat bei der jetzigen Zeit und in unserer Lage einen Wert,“ baut sie ihrem Mate vor. „Tausende stecken da drinnen verborgen, zehn, zwanzig und noch mehr Tausende. Du ... das wär' ein Heiratsgut!“

Er schaut sie eine Weile wie vollständig verständnislos an. Wo sie hinaus will, kennt er, und gerade dies und die Einfachheit der Rechnung verblüffen ihn.

„Kennst dich nicht aus?“ fragt sie, um ihm auf den Weg zu helfen.

„J ... ja,“ dehnt er langmächtig heraus. „Aber ich ... kann noch nicht heiraten, und nachher ...“

„Was nachher? Du machst dich an das Dirndl an, die Geschichte wird unter uns fest ausgerebet und

fertig. Ihr seid doch keine Hüttkinder mehr, die für den Augenblick nicht wissen, was sie versprechen.“

„Weißt, mir liegt daran, die Sach' so bald als möglich in die Richtigkeit gebracht zu wissen, damit uns den Brocken nicht etwa ein anderer weggeschnappt.“

„Weißt, was der Bernederhof nachher wert ist, wenn das elendig scheinende Dertel noch dabei ist? Rechnung! Und das Dirndl ist fein gar nicht zuwider; fauler gelassen, arbeitsam, in keinem Stücke unrecht und denke: der Wert, der Wert!“

„Ja, das Eovel ist so weit nicht zuwider,“ gibt er zu. „Ich kann es recht gut leiden, aber heiraten ...“

„Du ... magst etwa nicht?“ dehnt sie heraus und ihr Gesicht färbt sich dunkelrot.

„Ich ... mein' nicht,“ gesteht er offen weg. „Ueberlege dir's, Bub!“ schafft sie hart und bestimmt.

„Ich meine dir's zum guten. Ueberleg dir's!“

„Ich meine, da braucht es kein langes Ueberlegen. Wegen lumpigen Kalkstein verschachere ich mich nicht an ein Weiberleut, das ich mir als Ehemann nicht gut vorstellen kann.“

„Ist das wirklich dein letztes Wort?“

„Ja.“

„Nachher ... nachher ... nachher ...“ Das er mal in ihrem Leben weiß sie nicht, was sie sein oder wie sie drohen soll. — Er mag nicht! Ganz ganzer, schöner Plan zu Wasser und zu nichts! Ein Strom siedenden Wassers schießt es durch ihr Körper, und das Blut drängt ihr nur so zu Kopf als sollte der alle Augenblicke bersten ... Er mag nicht! Da schau her!

Als er aus der Stube geht, um weiteren Erörterungen und unnützen Reden auszuweichen, kann sich nimmer herrschen und halten, und sie muß ihn Aerger und ihrer Wut freien Lauf lassen.

Schemel, der in ihrer Nähe steht, wird mit dem Fuß unter die Bank gestoßen, ein paar Häfen tollern Boden, und nach und nach übermannt sie der Zorn so weit, daß sie sich die Schürze vom Leibe reißt und gerade nur so knirscht mit den Zähnen.

Er mag nicht. So schön wäre der Plan anlegt, so einfach, nur zum Zugreifen, aber nein: mag nicht. Gut! Vielleicht ... bestimmt er sich doch noch anders. Zeit lassen! Vielleicht fällt es ihm mittendrin einmal ein, daß der Alten Rat doch die beste gewesen ... Wart, Kunde! Zeit wirst ich kriegen! Sie braucht ihn nicht; nein, so einen braun sie nicht im Hause. Und ... hat sie ihn vom Ehemannleben losbekommen, weil sie ihn braucht, kann er wieder dazu müssen zur Ehe, wenn ihn nicht braucht. Das ist eine einfache Rechnung so einfach wie der schöne Plan.

Am nächsten Vormittage geht sie in die Stube hinunter zum Bezirkshauptmanne und klagt ihm, daß heutigentags auf die Kinder rein gar kein Verlass lassen mehr wäre, daß jedes nur das tun wollte, was ihm behagte, und daß ihr Bub in dem Ehemann gar keine Ausnahme machte. Es könnte ihm gar nichts schaden, wenn er wieder ein paar Wochen ein

räden müßte, damit er einen gefügigeren Willen bekäme.

Der Bezirkshauptmann merkt, daß in diesem Verhältnisse etwas nicht ganz genau klappt und stimmt, und daß an dieser Störung vielleicht beide Theile schuld sein mögen. Er leitet daher die Sache so an die Militärbehörde, daß beide Theile ihre Strafe erhalten.

Es steht kaum vierzehn Tage an, so bringt der Gemeindevote einmal einen Zettel in den Bernecker-Ofen, der einem Blitze aus heiterem Himmel gleicht.

Der Dragoner Matthias Bernecker hat sofort zur Ableistung seiner dreijährigen Dienstzeit einzurücken.

Die Berneckerin ist nicht so überrascht, wie sie tut, denn sie weiß, daß es bei jedem Wetter blitzen und regnen¹⁾ muß, selbst wenn dies ein gemachtes Wetter ist, aber der Mathes ist für den ersten Augenblick ganz zusammengeschockert.

Zur Ableistung seiner dreijährigen Dienstzeit! Ja, denn ein Krieg ausgebrochen oder rüstet man zu einem solchen, daß man jeden Mann zusammensucht? In den Zeitungen steht von solchem keine Silbe. Welcher Grund mag sonst vorliegen?

Er sinnt hin und her, nutzt sich so und so und um zu keiner Erklärung dieses Rätsels kommen. Aber das ändert an der Tatsache nichts.

So fügt er sich denn dem Befehle. In aller Hast packt er sein Kofferchen wieder, und dann macht er sich auf den Weg zur Bahn.

Die Berneckerin geht doch etwas an wie gelinde weh, als sie die Niedergeschlagenheit und Verzagttheit des Bubens sieht, und leise Vorwürfe regen sich in ihrer Brust, wie wenn der Tauwind über die Wipfel der schnee- und anreinstarrenden²⁾ Bäume zu streichen beginnt und mildes Wetter verkündet; aber die Hoffnung, daß diese Zeit vielleicht die beste Kur für des Bubens Stüßbegriffigkeit sein könnte und sein möge, übertrübt Neue und Vorwürfe. Er soll zur Einsicht kommen!

„Mutter, reicht wieder ein, damit sie mich heimlassen!“ bittet er, als er ihr die Hand zum Abschied beut.

„Nun ja,“ meint sie ausweichend. „Wenn's etwas ist. . . Tu dich halt unterdes ein bißel anders vor.“

Er sagt nichts mehr und stiert traurig und sehnsüchtig vor sich hin, bis der Zug einfährt und die Konductoren zum Einsteigen rufen. Und in währendem Gehen streift ein Gedanke so zufällig der Mutter Rede mit gar sonderbarem Lichte, und er schrickt fast zusammen. Ob sie nicht dieses als Schalkheit getan, damit er rechtie Zeit bekommt zum Besinnen und Überlegen?

Es ist eine schwere Stunde, in der einem Kindesherzen sich ein derartiger Vorwurf aufdrängt wider ein Eltern, und gar vieles wird da verschoben am richtigen Verhältnisse, das später durchaus nimmer an seinen rechten Platz will. Aber es kommt mitunter vor, und der Mathes macht diese Stunde durch . . .

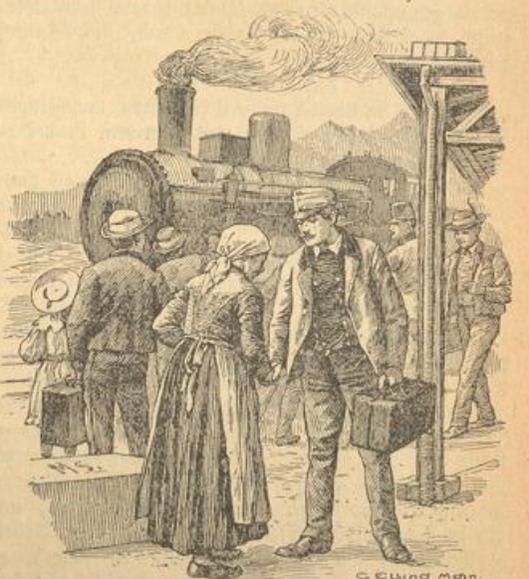
¹⁾ donnern. ²⁾ raufrostbehangen.

Die Berneckerin schaut dem Zuge ein Zeitlein nach, ärgert sich über des Bubens Unfolgsamkeit und hofft dazwischen, daß ihn die gesürchtete Zeit doch auf andere Gedanken bringen werde. Sie nimmt sich auch vor, beim ersten Briefe, den sie ihm nachschreibt, so deutlich wie möglich zu werden, da sich solche Sachen besser schreiben als sagen lassen, und dann kommt ihr auf einmal der Gedanke, daß der Bub eigentlich eine gewaltige Lücke gerissen in der Arbeitskraft des Hauses, und daß sie dafür keinen Ersatz hat und auch keinen richtigen bekommen dürfte, falls er doch seine Jahre vollständig abdiene müßte.

Da fällt ihr der Martin ein, der ja doch nimmer im Eisenwerke ist und mit keiner Anwartschaft auf eine besser entlohnte Stelle zu rechnen hat. Und sie geht daher gleich von der Bahn weg ins Genossenschaftsbräuhaus und fragt nach ihm.

„Der ist gerade vorhin mit einer Fuhre Bier fort,“ bescheidet einer der Burschen, die auf dem Hofe herumstehen.

„Wird er lange ausbleiben?“
„In längstens einer Stunde ist er daheim.“



„Mutter, reicht wieder ein, damit sie mich heimlassen.“

So geht sie derweil ins Bräu-Stubel, läßt sich ein Glas Bier bringen und wartet.

Es dauert etwas länger als eine Stunde, bis er kommt, aber sie wartet und bringt ihm dann ihr Anliegen vor. Er sollte zu ihr kommen als Knecht oder auch als Schaffer.

„Jetzt, wo ich halbwegs eine Stelle hab', wo kann ich auf Besserung hoffen?“ entrüstet er sich schier ob der Zumutung.

„Ja, freilich ist's so,“ gibt sie zu. „Es ist nicht, daß einer allemal wieder so eine Stelle findet, aber ich verlange auch nichts umsonst. Ich gebe dir gutding so viel Lohn, wie du hier verdienst, nein, ich

tu' mehr. So ein fünf, sechs Hunderter vermeinet ich dir schon lange allweil, damit du auch ein Heiratsgut kriegst, wenn du einmal selbst ein Geschäftel oder so etwas anfangen wolltest. Und da meinet' ich, du könntest mich doch nicht stecken lassen und nicht . . ."

Der Martin sinnt ein Weilchen vor sich hin. Das Anbot ist nicht schlecht und nicht mutwilligerweise von der Hand zu weisen, aber er läßt sich nicht anmerken, daß ihn lediglich dieses lockt. Fünf, sechs Hunderter! Um sel kann einer schon arbeiten, der das Heiraten und Selbständigmachen im Sinne hat. Aber der Schicklichkeit wegen sträubt er sich zum Scheine dagegen.

"Sel verlang' ich nicht."

"Ich tu' es aber," versichert sie. "Was ich freiwillig tue, sel geht keinen Menschen etwas an; aber helfen muß mir jetzt."

"Mutter!" Er nennt sie wieder, wie all die Jahre hindurch, da sie gutding so viel wie Mutterstelle bei ihm vertreten. "Mutter, ich seh', daß braucht Ihr jemanden, und ich lasse Euch nicht im Stiche. Ich weiß, was bin ich Euch schuldig; was habt Ihr mir Gutes getan, wo bin ich gewesen wie herrenloser Hund in Welt. Ich bleibe bei Euch, bis Mathes heimkommt . . ."

Mit dem Mathes hat die Bernederin ihr heiliges Kreuz, und keine Rechnung will stimmen, in der er mit im Spiele ist.

Wie schön wäre alles gegangen, wenn er ausstudiert hätte und Pfarrer geworden wäre, wie sie es haben wollte? Der Hof wäre nicht verödet deswegen; der Martin wäre froh gewesen darum. Aber nein! Auspringen hat er müssen! . . . Jetzt wieder könnte das Brechhäusel mit all dem Vermögen, das in dessen Grund und Boden steckt, so schön und spielend erworben werden, und er mag auch da nicht . . . er mag nicht. Sie hat ihn schon zu dem verhassten Soldatenleben geschickt, damit ihm anders werden solle; sie hat ihm zwei Briefe nachgeschrieben, einen deutlicher wie den andern, aber er mag nicht. Er braucht den ganzen Krempel nicht, wenn es so geht, schreibt er heim. Er hat genug gelernt, um sich in einer andern Stellung und mit anderer Arbeit durchs Leben zu schlagen, so gut oder schlecht es andere zuwege bringen . . . Er trukt! Gut! So soll er halt truken. Wenn er den Hof nicht will, so braucht er ihn nicht. Nach dem Tode des Bauern ist ihr auch dessen Bestshälfte zugeschrieben worden, bis der Mathes übernehmen will, und da er erklärt, verzichten zu wollen, kann sie damit tun, was sie will. Sein Ertheil kriegt er und — fertig.

So wähnt sie, und so legt sie sich die Sache in ihrem Sinnen zurecht.

Am nächsten Sonntag nach dem Mittagessen, als sich die übrigen Ehehalten eins ums andere verziehen, um entweder zu ihren Eltern zu gehen, oder den freien Nachmittag mit Altersgenossen zu verbringen, will auch der Martin fort, um mit seiner Marga zu plaudern und Zukunftspläne zu schmieden.

Aber sie hält ihn zurück. "Ich hätt' etwas zu reden mit dir," sagt sie.

"Muß das heut sein?" fragt er etwas unwillig, bleibt aber doch. Wenn die Klederei gar zu lange dauern sollte, geht er halt abends nicht heim.

"Ist am besten Zeit dazu," bedeutet sie. "Setz dich nieder! . . . Weißt, was der Mathes schreibt? steuert sie sofort und ohne viel Umschweife auf ihr Ziel los. "Er braucht den Krempel nimmer, schreibt er, trukt er. Gut! Ich lasse nicht truken mit mir, ich nicht. . . Wenn du den Hof möchtest?"

"Ich?" stößt der Martin verwundert heraus. "Ich Meint Ihr denn . . . ?"

"Na, was denn?"

"Erstens gehört er dem Mathes, und Gericht will nicht anders tun, und nachher . . . mit was denn Mit was denn?"

"Eshaperl!" tadelt sie lächelnd, aber das Lächeln verzieht sich bald aus ihrem Gesichte. Er kann recht haben: das Gericht dürfte es vielleicht nicht zugeben, daß sie die Wirtschaft einem andern übergibt, wenn ein ehelich Kind da ist. Wer weiß denn? Darüber müßte sie sich halt erst genau befragen . . . Aber, soll der . . . der Trukkopf nachher seinen Bernederhof kriegen; für den Martin weiß sie doch ein wenig volleres Viertel: das Brechhäusel mit dem Kallstein im Grund und Boden. "Soll's sein, wie du sagst, fährt sie nach geraumer Pause fort. "Dir müß ich etwas Besseres, etwas, das viel mehr wert ist."

"Mir?"

"Ja. Aber folgen müßtest. Keinen Kreuzer kostet es, keinen Kreuzer, und zehn, zwanzig Tausend die Sache wert, wenn eins den Wert weiß. Ich hab ihn gefunden."

"Ah!" lacht er kurz heraus. "Herschenken Leute nichts."

"Wer sagt denn vom Herschenken? Was sich ein erheiratet, ist nicht geschenkt . . . die Everl heiratet rät sie nach einem Weilchen, als er sie mit halb geöffnetem Munde anstarrt und kein Wort über Lippen bringt. "Des Brechhäuselmannes Everl, wohl nur ein ganz kleines Häusel, aber Kall ste in dem Grunde, ein Vermögen, das vielleicht mehr wert ist, wie der Bernederhof als ganzer. Der Mathes hätt' ich es auch geraten; er mag nicht Greif' du zu!"

"Ich . . . ich kann mich nicht einlassen . . . ist noch mehr wert," quetscht der Martin verlegen heraus, und dunkle Röte beginnt in sein Gesicht steigen.

"Was . . . sagst?" dehnt die Bernederin heraus und ihre Augen vergrößern sich zusehends. "Kann ich einlassen? Zwegen was denn nicht, wenn man fragen darf? . . . Schau dir doch die schöne Gelegenheit an!" Und sie erklärt nochmals, was das Wert alles wert wäre.

Dem Martin beginnt der Kerger anzuliegen. Der Antrag wäre ja nicht übel, aber er läßt sich nicht ein und kann sich nicht einlassen. Was nutzt all die ganze Klederei? Es mag ja sein, daß oftmals

einer Lieb', Ruhe und vielleicht sogar Glück und Seligkeit um . . . um einen Fieberwisch oder Aehnliches verkauft; aber er nicht. Er ist gerade nur ein armliger Tropf, ein Findelkind, vor oder das sein Lebtage gehudelt und geschunden worden ist und das Glück nur vom Hörensagen kennt, aber so ein Glück mag er auch nicht, das tut er nicht. Er schmiedet sich sein Glück selbst zurecht. Er hat die Marga gerne, die gerade so wenig hat, wie er, und er vertaucht sie nicht gegen eine, die selbst ein Goldbergwerk in ihrem Grund und Boden hätte. Er nicht. „Ich kann mich nicht einlassen,“ erklärt er nochmals. „Schwatz hat keinen Wert. Wenn Ihr nichts anderes wisset . . .“

„Hast . . . etwan . . . gar eine . . . andere?“

„Ja.“
 „Alle! . . . Zum Höllsenger!“ braust sie zornig auf, und ihre Arme beginnen vor Aufregung zu zittern und zu beben. Also auch da nichts! . . . „Was . . . was ist denn das nachher . . . für eine Schlampe, wenn . . . man fragen darf?“ Hart und stockend und stöhnend kommt die Rede aus ihrer Brust.

„O ja,“ sagt er trozig. „Des Hauferls Marga ist's, aber . . . Schlampe, Mutter, das dürft' mir nimmer sagen. Ich leid nicht das Wort.“

„Martin!“ schreit sie hell und kreischend auf. „Die . . . die darfst' mir nicht heiraten,“ und . . . von der Lippe mir augenblicklich, augenblicklich!“

„Nicht um ganze Welt,“ trost er.
 „Lassen wirst sie, jag' ich!“ herrscht sie und schlägt mit der Faust auf den Tisch wie ein Männerleut, als unter allen Umständen seinem Willen Geltung verschaffen will.

„Nein.“
 „Ja, jag' ich!“ besteht sie mit bebender Stimme. Das laß ich nicht angehen, geht's, wie es geht . . . darfst' nicht heiraten, weil . . . weil sie . . . eine Schwester ist, hörst, deine Schwester.“

Da lacht er hell und schallend auf wie ein unabhängiges Kind, dem man vom Wauwau erzählt. „Sonst nichts mehr?“

„Langt das noch nicht?“ Hastig greift sie nach ihrer derben, schwieligen Hand, und ihr Arm zittert vor Erregung wie ein schwaches Birkengertlein im Winde. „Los!“ beginnt sie wieder mit unsicherer, stotternder Stimme, und ihre Blicke senken sich nieder auf die wurmstichige Tischplatte, um nur von Zeit zu Zeit wie verschämt und verstohlen sein dunkelgezeichnetes Gesicht zu streifen. „Martin! So muß ich einmal heraus damit, muß es sagen, daß du . . . dich erkennst, wienach und wieso, und daß sel wirklich nicht sein darf. Laß dir sagen! . . .“

„Meinetwegen erzählt Ihr, was Ihr wollt,“ ruft er trübselig frei, nimmt sich aber vor, sich durch ein Wort und keine Vorstellung irremachen zu lassen an seinem Vorsatze.

Und die Stunde entreißt ihr das Geheimnis, das ein Vierteljahrhundert in ihrem Herzen geruht wie in einem Grabe.

„Los auf, Bub! . . . Ich bin auch einmal jung ge-

wesen, und wie das junge Geburische schon ist, es . . . wie jag' ich denn gerade? . . . es ist eine Zeit gekommen, wo der Hauferlbub und ich durch jedes Feuer gegangen wären umeinander. Meinen Leuten ist's nicht recht gewesen, weil das Hauferlörtel hübsch verschuldet gewesen und auch nicht gar groß gewesen ist, aber wir haben nicht aufgemerkt. Um dieselbe Zeit ist's gewesen, daß . . . daß der Bernecker, der verstorbene Bauer, einmal zur Kirchweih hinüberkommen ist zu uns ins Hennertal. Wir haben ein paar Tänzlel mitsammen getanzt, wie dies schon so geht, aber bald darauf ist er zu Besuche gekommen und wieder und wieder, und die Sach' hat sich herausgestellt, daß er Absichten hat zu einer Heirat. Selmal ist ja der Berneckerhof nicht mit Gold aufzuwiegen gewesen, wenn's einer verstanden hat, und so haben sie an mir geredet und genötet, bis ich auch des Sinnes geworden bin. Ja . . . wenn jetzt allerhand nicht wär! Verstehst mich schon. Ich habe langmächtig gesonnen: soll ich ihm es sagen oder nicht? Und ich hab' mich besonnen: Nein, nichts sagst. Ich hab' mir ausbedungen, ich schau' mir vor der Heirat erst noch einmal die Welt an, weil ich nachher doch nimmer dazukäme, und weil es keinem schadet, wenn es etwas lernt und sieht. Er soll derweil warten, bis ich käme. Es hat nichts gefehlt, und ich bin fort. Ich hab' mir in Wien um einen Dienst geschaut und, wie eins schon bekannt wird mit allerhand Leuten, ich hab' eine Kameradin gefunden, die sich Anna Vorshütz geschrieben hat und nachher einmal in die Donau gegangen ist . . . ich weiß nicht, wegen was . . .“

„Meine . . . Mutter!“ stößt der Martin hart heraus.

„Ich könnt' heut nimmer sagen, wie ich zu ihrem Büchel und zu ihren Schriften gekommen bin, aber ich hab' sie gehabt, und ich hab' mir zusammengereimt in meinem Sinne, daß sel gerade kein Unglück bedeutet. Meine Zeit ist gekommen, und ich bin mit der Anna ihrem Büchel ins Findelhaus gegangen . . .“

„Ihr?“ schreit der Martin gellend auf, der nun den Zusammenhang errät. „Ihr?“

„Ja,“ gesteht sie aufatmend wie eins, das eine gewaltig schwere Last von sich gewälzt. Herausken ist es, gesagt ist es, und der Bub wird einsehen . . .

In blühtartiger Folge gleiten plötzlich all die träben, dunklen Bilder an des Martin Seele vorüber, die sein Erinnern in seinem Herzen aufgestapelt: wie er im tschechischen Dorfe als Findelkind aufgewachsen, wie viel Hunger er gelitten und wie viele Mißhandlungen er erduldet, dies und jenes, wie verdorben er ist, ein Zwitter . . . alles, alles.

Mit einem Schlaage und Guffe drängt all sein Blut nach dem Kopfe, in seinem Halse schwillt und spannt es, in seinen Ohren beginnt es zu rischen und zu jausen, und vor seinen Aug'n sängt es an, rot und grün zu flimmern und zu flammen, und mit einem Sake springt er auf und packt die Berneckerin am Halse.

„Du . . . du . . .“ leucht er mühsam und im Tone tiefster Verachtung hervor. „Du . . . du Schindluder!

Dir hab' ich all mein elend Leben zu verdanken? Weißt, was hab' ich ausgestanden? .. Pfui ... du ..!"
 „Martin!“ stöhnt sie nach Atem ringend, aber er läßt nicht aus.

„Weißt, wie schlecht ist mir gegangen?“ höhnt er. „Und jetzt ...“ Mittenbrin kommt's ihm noch in den Sinn, daß sie ihm nun auch seine Marga, sein Glück abgestohlen. „Ah!“ kreischt er vor heller, sinnloser Wut heraus, und seine Finger krampfen sich wie Klammern um ihren Hals, bis ihr Gesicht zwetschgenblau geworden und ihr Kopf schlaff niedersinkt wie ein welker Kleetopf.

Da kommt er wieder zu sich und zu gesundem Sinnen, und der Schreck ob der begangenen Tat scheucht seine Aufregung und seine Wut hinweg. Er läßt sie aus, und sie sinkt vom Stuhle auf die Erde nieder. „Mutter! Mutter!“ schreit er vor heller Angst, bückt sich nieder zu ihr und rüttelt sie durcheinander,



Seine Finger krampfen sich wie Klammern um ihren Hals.

sie wieder zu sich zu bringen, aber kein Atem hebt mehr ihre Brust.

Mörder!

Ein paar Augenblicke starrt er in hellem Entsetzen in das erstarrte Gesicht des Weibes, das seine rechte und seine Ziehmutter gewesen, und das er nun umgebracht — umgebracht.

„Kain!“ fährt es ihm durch den Sinn, aber hastig schüttelt er den Kopf. Was ist Kain und er? Der hat seinen Bruder getötet, er aber seine — Mutter.

Ein heiseres Gröhlen zwängt sich aus seiner Brust, er springt auf und, wie von bösen Geistern gejagt, rennt er zu Tale ...

Am andern Tage finden sie auf der Bahnstrecke vor der Stadt draußen einen scheusam verstümmelten Körper, den der Zug überfahren, und nur der außerhalb des Geleises liegende Kopf verrät, daß der Verunglückte der Martin, der Findelbub, gewesen.

Heuernte.

„Hallo, ins Heu! Der Tag wird schön; Die Nebel fallen von den Höhen, Und frei von Tau ist schon die Wiese.“
 Christine, Resel, Franz und Liese,
 Sie lassen sich's nicht zweimal sagen.
 Der Hirt sogar, ein alter Kragen,
 Der insgemein nicht gut zu sprechen
 Ist, greift nach einem Rest von Rechen
 Und folgt den andern. Sein Gebrumm
 Wird murmeler Gesang, Gesumm.

Was an dem Futterwendetag
 So heiter alle stimmen mag? —
 Die Resel ist ein fecker Späßen,
 Sie weiß so plapperfrisch zu schwätzen,
 Und wirft dabei dem Ehemanne
 Franz manchen Knochen in die Pfanne,
 Weil ihn sein Weib am heim'schen Herde
 Am Zügel hält, wie er die Pferde.
 Man freut sich, wie der Himmel froh,
 Und Heu und Rechen fliegt nur so.

Wie für das Ohr gibt's für den Mund
 Ein Späßchen auch zur Vesperstund'.
 Man läßt sich froh im Schatten nieder,
 Die Resi — lustig um das Mieder —
 Verteilt das Brot mit Quark und Butter;
 Die Häupter stützt ein Bündel Futter;
 Die Flasche kreist. Bacchantisch Schmausen,
 Wo Wisz und Lachen füllt die Pausen.
 Im Duft des Heus, welche wohlhe Rast!
 Die Wiese glüht im Sommerlast.

„Grüß Gott!“ — es kommt der Herr

„hallo,

Das Futter ist ja dürr wie Stroh!
 Macht hurtig es in dicke Schwaden,
 Um auf die Wagen es zu laden,
 Sonst ist zu fürchten, daß ein Schauer
 Uns überrascht,“ befehlt der Bauer.
 Hei, wie da Mann und Weiblein fliegen,
 Das Heu rasch unter Dach zu kriegen.
 Und als der erste Tropfen fällt,
 Ist's in die Scheuer eingestellt.

Mandauer



Überall ist er zu Hause,
Überall ist er bekannt!

Kathrein's Malzkaffee ist billig, sehr gesund und bei richtiger Zubereitung von hervorragendem Wohlgeschmack. Echter Kathrein's Malzkaffee wird nur in geschlossenen Paketen mit dem Bilde des Pfarrers Kneipp verkauft. Also Vorsicht, verlangen Sie ausdrücklich Kathrein's Malzkaffee!



Der Gehalt machts!

Die Landesgroßmutter.

Von Hermine Billinger.

Die Göttel war früh aufgestanden, hatte ihr Bett frisch überzogen, Gesicht und Hände gewaschen und ihr silberweißes Haar mit besonderer Sorgfalt gestrählt. Dabei schalt sie ohne Unterlaß mit dem Spazenvolk vor ihrer Siebelstube, das so wüßt tat,



Alsdann schickte sie sich an, die schmale Treppe hinunterzusteigen.

daß man die lieben hellstimmigen Säng' Gottes kaum zu hören bekam.

Alsdann schickte sie sich an, die schmale Treppe hinunterzusteigen.

Die Familie, bei der sie sich in Kost gegeben, saß schon am großen Küchentisch beim Kaffee. Die Hausmutter schob der Göttel ein Töpfchen Rahm hin.

Die älteste Tochter flüsterie der Alten ins Ohr: „Ich hätt' Euch ebbs' Wichtig's zu sage, Göttel.“

„S wird halt wieder e Liebi si.“ meinte diese in

gelassenem Ton, bröckelte ihren Beck in die Tasse und trank die Brüh' ab.

Hierauf sah sie sich mit ihren kleinen blauen Augen lustig im Kreise um. „Heut komme se,“ sagte sie.

„So, jo,“ hieß es, „so sin hän Ihr Euch schon lang nimmer g'macht.“

„S isch vielleicht mei letzte Festivität,“ meinte sie, „ihr wisse nit, wie's eim do zumut isch. Ihr sin noch jung, aber ich schau gar weit z'ruck. Meine Freude- und Leidzeite stehe do wie hochi Kirchtürm' über alle eure Häuser weg, und 's isch, als läute sie gar feierlich z'samme, wenn e neu' Freund' und e neu's Leid durchs Land zieht. 's lezt Wol, wie sie der Landesvater heimg'führt habe, do bin i noch dabei gsi, do isch's gottlob no gange. Lezt aber, wo's wieder e Freund' einläute tut, sezt goht's nimme mit mine zweiundachtzig. Der Kopf und 's Herz sind jo noch g'sund, nur mit de Füß' goht's nimme rech. Aber sie kumme. Sie habe mir's versproche, sie erzähle mir alles. So, und jekt gang ich wieder ins Bett,“ schloß sie und erhob sich.

„Ins Bett, jo worum, Göttel,“ hieß es von allen Seiten, „wo fehlt's, wo fehlt's?“

„He, 's fehlt mer nir,“ sagte sie, „s goht mir halt nur ein weng aufs G'müt, daß ich, die ich sonschi alleweil alles allei verzählt hab', jekt uf eimol 's Maul halte soll und zuhorche. Da hab' ich denkt, lieber lieg'ich ins Bett, daß es dich nit so angreift.“

Und so geschah's. In frischgestärkter Nachtfack' lag sie in ihrem selbstgesponnenen Leinenzug. Vier Stühle standen vor ihrem Bett aufgespanzt. In der Ecke die Truhe, daneben der große blau- und

rotbemalte Schrant. Ueber der Kommode, zwischen den zwei Fensterchen, die Bilder des Landesherrn und der Landesherrin aus den fünfziger Jahren. Darunter die Andenken aus Göttels langer Lebenszeit. Und in schöner Ordnung gegen die Wand gelehnt zwölf kleine Leinenfäcken, dick angefüllt, alle mit einem Namen versehen.

Zu Füßen des Bettes, auf einem kleinen Tisch, stand eine Flasche selbstgebrauten Heidelbeerweins mit ein paar hochstengeligen Gläsern.

Freundlich schien die Junisonne in das heimelige Stübli.

Göttels Blicke hingen an der Schwarzwälderuhr neben der offenen Türe. Ihre runzligen Hände zapelten ungeduldig auf dem grobsadigen Leintuch.

„Kannsch's nit verwarde,“ schalt sie mit sich selber, „bischi alleweil so ein ungeduldig's Fegnescht gii — so hat mich d' Mutter selig g'heize, und so bin ich's noch hüt — alles soll glei auf der Stell' g'schehe — wirsch denn nie g'sheit — wie oft hab' ich dir schon g'sagt: Bet ein Baderunser — hasch's noch hüt nöng, um die heilig' Gebuld zu stehe, mit samt dine zweiundachtzig —“

„Bigott“, schrie sie auf und fuhr in die Höhe, „do sind sie, do kumme sie — Ach du meine Güt, 's Herz schlägt mir bis in Hals — Putzet au d' Füß' ab — Was macht sie, d' Landsmutter — häner min Gruß usg'richt? Und was het sie g'sagt — was het sie g'sagt?“

Der kleine, sandbestreute Vorplatz war gesteckt voll Weiber. Sie neigten die Köpfe mit den großen Flügelhauben und traten, eine nach der andern, durch die schmale niedrige Türe.

Sieben waren's. Zwei nahmen auf dem Betttrand Platz, die älteste ließ sich auf der Truhe nieder. Und die übrigen bemächtigten sich der Stühle.

„Also, also,“ sagte die Göttel, „ich kann's nit erwarde. Ihr sind au langsam. Wie schant sie us, d' Landsmutter? Habt ihr mein Gruß usg'richt? Was hat sie g'sagt?“

Die Weiber hüstelten. Eine meinte: „Lasse uns lieber von vorne anfangen, Göttel, so mitte 'rus, des isch kei recht's Verzähle.“

„Also,“ nickte die Göttel, „in Gott'snamme! Ihr sind antomme in der Residenz — und 's isch alles uf der Gass' gsi? Selbigsmol bim silberne Hochzeitsfest von de Landseltere und bim goldene isch gang Karlsruh' uf der Gass' gsi. Jesus Maria, man hat sei liebe Not g'habt, durchz'komme. Und ericht in der Festhall! Selbe denkt mir bis in d' Ewigkeit. Aber jo rede doch — worum sin ihr denn do?“ fuhr die Göttel ihre Gäste an.

„He,“ begehrte eine der Frauen auf, „Ihr lasse eim jo nit zu Wort komme —“

„O, d' Festhall,“ fiel eine andere ein, „Ihr hätte nur sehe solle, Göttel, Girlande mit goldene Rose —“

„Habe mir au g'habt,“ behauptete die Alte in ihrem Bett, „nur noch viel, viel schöner —“

„Und wie sie komme sin, die Herrschafte,“ beeilte sich eine andere einzuschalten, „der G'jang, der schön

— so einen schöne G'jang hab' ich miner Lebzig nit g'hört —

Die Götzel warf ihr einen verächtlichen Blic zu: „Des isch bei alle Festivitate so — ihr seid halt jetzt zum erstemol —“

„Aber die Red', Götzel, die Red' könne Ihr doch nit wisse, wie sie zum fünfzigjährige Jubelfest vom Frauverein g'halte worde isch —“

„Ich bin jo bim fünfundzwanzigjährige drunte gsi —“

„Aber fünfzig Johr sind halt doch noch was andres, Gebt Gott die Ehre, hat der Herr Pfarrer g'sagt, und dann habe noch andre Herre g'red' — e Meng, e Meng —“

„Jo, jo, ich weiß,“ ereiferte sich die Götzel, „s isch allemol so gsi, s findet nie einer en End —“

Ihr müsse aber nit so krank si in Eurem Bett, Götzel,“ wurde sie unterbrochen, „Ihr sin jo so pusper wie ein Ahtzehnjährig's.“

„Ich bin au nit krank,“ gab sie zu, „ich hab' nur denkt, wenn ihr komme und so viel schwäze, daß mir halt d' Erinnerung auf's G'müt gehe. Denn mir denkt's gar lang. Aber das verstehn ihr nit. Ihr habe sie nit einziehe sehe ins Land, der Großherzog und d' Großherzoge — jung und schön und lieblich und gütig — wie schaut sie us, d' Landsmutter? Und hänern brav usg'richt, min Gruß?“

„Aber Götzel,“ bekam sie zur Antwort, „mir sin jo noch mitte in der Festhall, Ihr habe jo noch nir von der Kundgebung der Großherzogin g'hört! Do müsse Ihr doch jetzt endlich emal zuhörche.“

Sie nickte: „D' Landsmutter hab' ich noch allemol usrede lasse.“

„Es hat einer verkünd',“ sprach die Frau weiter, „ich lese die Kundgebung der Großherzogin. Do isch alles uf'g'stande. Mäuselstill. Und allemol nur von Dankbarkeit het sie g'sproche, daß mir komme sind — daß mir mithelfend ihr zur Seit' g'stande, so viele Johr. Und daß sie nun als Witwe unter uns steht. Und solle in andachtsvoller Weise an unsern teure heimgegangene Großherzog denke und an seine Güt' und Treue. Und ihr teurer Sohn mach' jetzt alles grad so weiter, und ihre geliebte Schwiegertochter au. Gott war mit uns, hat sie g'sagt, und soll auch ferner mit uns sein.“

Die Götzel nickte immerzu und wischte sich die Tränen von den Wangen.

Ihr sind doch au immer glei mit dem Heute bei der Hand, Götzel,“ meinte eine der jüngeren Frauen.

Da kam sie schnell zu sich: „s isch freilich nimmer Mode bi der heutige Jugend, s' G'rührtsi, man werd usg'lacht, aber das macht mir nir, ich bleib miner alte Mode treu und lass' mi'm G'müt sin Lauf. So schön, so schön hat sie g'red', d' Landsmutter, so, so,“ seufzte die Götzel auf, „so kann's niemand, so kann's nit emal der Herr Pfarrer.“

Jene jüngere Frau meinte: „Daß Ihr noch immer Landsmutter sagt, Götzel?“

Sie nickte: „Wenn mer's halt g'wöhnt isch seit anno 56, do liegt's ei'm halt im Blut. He, könnte mir sie jetzt nit au ebesogut unser Landesgroßmutter

heiße,“ fiel der Götzel plötzlich ein, „ich mein', das wär' eigentlich ganz in der Ordnung. Meine ihr nit au?“

„He, jo jo, freilich,“ nickten die Weiber, „das isch jetzt noch die bescht Lösung. Ihr sin doch allemol die G'scheidsch, Götzel. Was woht ihr, muß mer sage.“

„Aber jetzt möcht' ich doch endlich erfahre, ob Ihr min Gruß usg'richt?“ erinnerte die Alte.

„He, jetzt habe doch Geduld, Götzel,“ hieß es, „jetzt kommt doch erst d' Audienz, und wie mer's Schloß habe sehe dürfe —“

„Ihr werdet mir doch nit verzähle wolle, wie's im Schloß usschaut! Zwanzigmol bin i schon drine g'si —“

„Jetzt schneide Ihr aber uf!“

„So — mer wolle's zähle. — Ich bin uf Karlsruhe' gsi, wie sie inzoge sin, daß mi selber Polizei-diener uf 'm Marktplat sechsmol pufft hat, bis ich in der Reih' bliebe bin. Da hat mich d' Frau Redijor, bei der ich im Diencht war, mit ins Schloß g'nomme, — durch alli Ställ' und Säl' — Nummer zwei hab' ich 's Pringze g'sehe im weiße Tragkissele, an selbem untere Fenscher im Schloßgarte, wo man hat vorbeidestriere dürfe. Im selbe Johr hab' ich dann g'hirt. Anno 81 bin i wieder drunte gsi, zur silberne Hochzeit von de Landeseltere, und anno 85 zur grüne vom junge Paar. Dann kommt di golde Hochzeit, und allemol dazwische mine Privataudienz, denn immer hat's g'heise: Götzel, Götzel, Ihr müsse uns helfe — ganget zur Landsmutter, ganget und klagt ihr unser Leid —“

„Das isch woht,“ meinte eine der Frauen, „sie isch kei Faule gsi, d' Götzel, mir hat sie au zu mit'm Mann verholte —“

Zwei jüngere schrien: „Mir au — mir au —“

Die Alte lachte: „Ich hab' vielmol denkt, bin i denn jetzt für gar nir auf der Welt, als daß i alle Generatione unter d' Haub' bring' —“

Jemand nahm die Erzählung wieder auf. „Vom Schloß sind wir in d' Apothek' und habe uns Tropfe g'holt fürs ganz Johr.“

„Da habe mir's wieder,“ rief die Götzel und schlug unwillig auf ihre Bettdecke, „mit eure Tropfe! Wenn ich d' Regierung wär', insperre tät' ich jeden, der mir des Zeugs kauft. Habt ihr nit ein Grempe an mir? Wie ich klein war, hat's g'heise, sie isch die Wüchtigtst von alle ihre Schwestere. Wo sind sie? Schon lang tot. Ich bin noch da. Worum? Weil ich für jed's Wehle mei Teele hab'. Schafgarbe, Kamille, Pfefferminz und mei Tausendguldekraut. Sie sind schon alle grüngel gsi, mine Schwestere, ich hab' immer mine rote Bäckle g'habt. O, hab' ich oft denkt, wenn ich die reiche Leut' hab' ins Bad fahre sehe for ihren Huschte — o ihr dumme Leut, ihr dumme, gebe Geld us nit zum Zähle und sufe e drechigs Wässerle, und der Doktor macht euch e Rechnung, daß ei'm Höre und Sehe vergeht. — Und ich — in einer halbe Woch' hab' ich mein Huschte weg — von Tropfe? Nei, von mei'm selbst g'uchte Spitzwederich. Des isch 's wahrhaftig Gotteskräutle — d' Engele müsse ing'sät habe für d' arme Leut —“

„Aber Götzel, wenn Ihr so fortmache,“ fiel ihr

eine der Frauen ins Wort, „so komme mir jo nit zeitig heim und unsri Leut' friege nix z' esse. Ihr könne doch au gar nit ushöre mit Rede —“
 „Was,“ rief die Götzel aus, „he, ihr tue mich jetzt au verleumde — ich mit Rede nit ushöre — ich frag' jo allewil: Wie war's, und wie hat sie usg'sehe, d' Landsmutter, und ob ihr min Gruß usg'richt im Schloß —“
 „Guti, guti Sache habe mir kriegt im Schloß,“ sprachen sie eifrig durcheinander.

„Tea und Kuche!“
 „Und Eis und Champagner!“
 „Der Herr Latai het allewil g'sagt: »Greife zu — greife zu« und »s Gläsle her« het er g'sagt —“
 „So freundliche Herre,“ kamen sie überein, „mer hat sich gar nit geniere dürfe.“
 „Und d' Landsmutter?“ fragte die Götzel, „die het doch g'wis au ebbis g'sagt?“

„Freili, freili, daß mir vom Frauenverein alle zusammengehöre, hat sie g'sagt, im ganze Land. Zur Vinderung der Notständ' und angewachse sind zu achtzigtausend Mitglieder —“
 „Achtzigtausend“ freute sich die Götzel, „Jesele Gott au, anno 59 isch er nit so groß gsi, da war er gar klein noch. Mei Frau Revijor hat zu de erste g'hört, die im Frauenverein dient habe. D' Leut' ware nit glei so willig bei der Sach' — 's hat g'heise, sie isch halt e Preuze und g'hört nit zu uns — aber 's isch anders worde. Wie die lieb' Sonn' hat sie ihren Weg g'macht, in große Voge über unser Ländle hin, daß die Saate, die sie in unsri Herze g'sät hat, usgange sin und reis worde, wie die Saate uf'm Feld. Und jetzt, wo ihr Lebe ins golde Abendrot übergeht, jetzt gibt's kei Zweifile mehr im ganze Ländle, jetzt wisse mer's alli: sie g'hört zu uns —“

Die Frauen hingen an Götzels Lippen.
 „Wenn mir's nur au so der Landsmutter hätte sage könne,“ seufzte eine unter ihnen, „aber — do sin mer g'stande —“
 „Und nix g'schwätzt?“
 „Kei Wörtli.“

„Aber min Gruß habt ihr doch 'rausbracht? 's hat sie g'wis g'freut. »Jesses, mei liebe Götzel,« hat sie g'sagt — gelle — gelle? Mir sind ja so befreund't. So druckt kei Mensch d' Hand wie d' Landsmutter — do isch e Kraft drin und e Herz drin und e wahre Guttat —“

Die Frauen hatten sich rasch erhoben. Es war ihnen offenbar nicht ganz behaglich zumut.
 „Mir habe mit dem beschte Wille nit länger Zit,“ hieß es, „b'hüt Gott, b'hüt Gott, Götzel —“
 „Aber ich hab' jo d' Hauptsach' noch gar nit g'hört — und trunke habt ihr au noch kei Tröpfli — das könnt ihr mir doch nit antu, daß ihr nit anstoße, wie's der Bruch —“

„He jo,“ meinten sie, „he jo —“
 Eine schenkte ein. Sie tranken, ließen die Gläser erklingen, lobten auch den Wein, drängten sich aber schon im nächsten Augenblick zur Tür hinaus.
 Eine der Frauen rief der Götzel noch zu: „Ihr

wisse jo doch alles — do kann unserereins nur d' Fahne streiche —“

Die Alte, die auf der Truhe saß, blieb zurück, in stillem Genuß versunken an ihrem Gläschen nippend.
 „Du, Karlin,“ wandte sich die Götzel an das kleine, zusammengeschrumpfte Weible, „jetzt sag mir nur — warum lause sie jetzt über eimol davon, und ich weiß jo noch nit emol d' Hauptsach' —“

Die Karlin nickte ihr ernsthaft zu: „Sie schämme sich halt. „Ich häit' dir's glei sage könne, aber ich bin halt e meng e Langsame —“

„Schenk dir noch ein Gläsle ein,“ meinte die Götzel, „daß du munter wirsch — und jetzt 'raus damit — es isch mir fascht, als sei's mit dem Gruß nit in der Ordnung —“

„'s het ihn niemand usg'richt,“ bekaunte die Karlin über ihr Gläsle weg.
 Die Götzel schlug die Hände zusammen: „Sechs starke Weiber, und nit emal des bringe sie fertig! Nit emal e Grügle könne sie usrichte. 's macht



Der Herr Latai het allewil g'sagt: »Greife zu — greife zu.«

mi fascht traurig. Wie oft bin i drunte gsi für andere. Do hab' ich kei Müß' g'scheut. 's lehtmol war's wegerm Mile. 's Herz hat mir's abdruckt, wie die Leut' do nebe des Kind b'handelt habe — so ein zart's Dingle — nur Haut und Knoche. — Und die Bäuerin, des robust' Weib — alleweil die rote Händ' über des elend Körperle her — halt d' Stiefmutter, der's zuviel war. Und den dicke Bub, den's hat schleppe müsse vom Morge bis zum Abend — danebe 's Mägdele mache — und hat usg'sehe wie 's Leide Christi. Ich hab' nimmer schloße könne wege dem Kind — ich hab's jo mit ang'sehe, wie's von Tag zu Tag mehr uslösch't. »Alte Kuhle!« hat mich die Bäuerin ang'jahre, wie ich ihr d' Levitte hab' lese wolle wegerm Mile, »lehre vor Gurer Türle!«
 »Do isch's sauber,« hab' ich g'sagt und bin gange. Ueber eimol isch mir eing'falle — gehsch halt dem alte Weg zur Landsmutter. Ich bin freilich e meng wackelig uf de Füß' gsi, und 's Isebahnfahre isch mer

gar e fürchtige Ufregung. Mehr als en Schoppe Baldrian hab' ich trunke zu meiner Beruhigung. Und so isch's gange. Meine Seele helfe immer. Uf'm ganze Weg hab' ich duselt. In der Residenz isch mir der Spiritus dann wieder lebendig worde. Und so stel' ich im Schloß und frag' nach der Landsmutter.



„Was fehlt Ihne, liebe Götzel?“ hat sie g'fragt und mir d' Hand g'nomme.

Ich hab' noch nie umsonst nach ihr g'ragt. Ich hab' meine Schinkebrödle friegt und mei Gläse Win, und wie ich g'stärkt war, isch mir 's Herz usgange, und drin bin i g'stande. Und do isch's halt schön. Si der Landsmutter isch's halt schön. Und e Verstehe! Und e Einigkeit! »Was fehlt Ihne, liebe Götzel?« hat sie g'fragt und mir d' Hand g'nomme und mich ang'schaut. »Ich dank' recht schön.« hab' ich g'lagt, »mir fehlt nix, ich komm' zur Landsmutter, um für en arm's mißhandelt's G'schöpfle z' bitte.« — Und hab' ihr die G'schicht vom Mile erzählt, wie's halt z'grund gehe muß, wann mer nit eingreife tut, und daß isch's nit länger hab' mit ansehe könne. »Und darum bin ich komme,« hab' ich g'lagt.

Darauf hat sie mir d' Hand drückt und g'sagt: »Ich danke Ihnen, liebe Götzel.« Und ich hab' g'lacht und g'lagt: Worum danke Sie au? Was tu ich denn b'sonders — mir sehe Ihne jo in e'imsort Gut's tun und helfe und tröste, wo's not tut — fünfzig Jahr lang. He, do muß mer doch au e bißle ebbis g'lehrt habe, wenn mer nit grad e Herz vun Stein hat.“

Die Götzel nickte, holte einen Brief unter ihrem Kopfkissen hervor, entfaltete ihn und setzte die Hornbrille auf die kleine, dicke Nase.

Hierauf las sie, wie Kinder lesen, jedes Wort betonend: Liebe Götzel und Lebensretterin! Nachdem ich mich in der Großherzoglichen Haushaltungsschule schon über ein halbes Jahr satt gegessen und keine Knochen mehr habe. Auch habe ich in der Schule so große Fortschritte gemacht, daß ich mir den Mut nehme, zum Ersten Mal einen Schönen Brief zu schreiben. An Ihne, liebe Götzel. Gott vergelt's, daß ich noch am Leben bin. Es hat Schwer gehalten. Aber Ihr und der Frau Großherzogin habe ich es zu danken. Sie hat mich schon zweimal besucht im Schwesternhaus, und an Weihnachten bekam ich einen neuen

Rock, Mäntele, Schuh und das Erste Regedach in meinem Leben. Liebe Götzel, kommet doch auch mich besuche und bringet mir was mit. Von selbe Zwetsche und Biere, die ihr so schön dörrtet. Es wird mir oft die Zeit nach ihr lang. Ihre dankeschuldige Emilie Höpfer.“

Die Götzel nickte und stopfte ihr Briefle wieder unters Kopfkissen.

„Sie müsse mir's auf d' Brust lege, wenn mei lezt's Stündle kommt, und mir d' Händ' drüber falte im Name Gottes. So gang i heim. — He, um's Gottes wille,“ fuhr sie im nächsten Augenblick auf, „ich glaub' gar, Karlin, du hast mir derweil die ganz' Flasch' ustrunke! Desmol bin i aber nit übel z' kurz komme — den Gruß habe sie mir nit usg'richt, min Win isch fort — und ich kann mir jetzt die großmächtig Müh' antu und selber an d' Landsmutter schreibe, denn sie muß ja sonscht meine, wenn nit emol min Gruß usg'richt worde isch — d' Götzel hab' sie ganz vergesse. — Wichtig, und da bring' ich's au glei in Ordnung wege der Landesgroßmutter, denn sie muß doch au wisse, unter was für me Titel mir jetzt in Zukunft an sie denke tun.“

Die Reise des Herrn Zengerle nach Antwerpen.

1. Die Rheinfahrt und der Reinfall.



Herr Zengerle und der Hinkende standen auf der stolzen Höhe des Niederwaldentmals und schauten lange schweigend, in patriotischer Nüchternheit, hinüber über den glänzenden Strom, über die sonnig leuchtenden Nebhügel, in die weite Ferne.

Auf diesen Tag hatten sie sich jahrelang gefreut. Vielleicht war es ihre letzte große Reise in diesem Leben.

Aber wie sah Herr Zengerle aus! Natürlich hatte er die gelben Sonntagshosen an. Natürlich trug er die Feldzugsmedaillen und

das Militärvereinsabzeichen auf seiner deutschen Brust. Und das stand dem stattlichen Manne wohl an. Dagegen will mir absolut nicht der gewaltige graue Schnurrbart gefallen, der ihn starr und wild über die Zähne gewachsen war und dem alten, gutmütigen Gesicht ein ungewohntes, menschenfresserisches Aussehen gab. Man konnte überhaupt dieses Ding nicht recht einen Menschenbart nennen. Wie ein Heubündel stoppelten die Haare, dick und steif und zollang, in die schöne Gegend hinein.

Der Hinkende hatte ihn über diese Neuheit bereits ausgelacht. Aber Herr Zengerle behauptete: ohne seinen Schnurrbart von anno 1870, wie er ihn im Kriege trug, wäre er nicht zum Denkmal heraufgeklettert. Konnte er da etwa aussehen wie ein bleicher, geschorener und rasiertes Mesner?

„Zengerle,“ unterbrach jetzt der Hinkende das lange patriotisch-entzückte Schweigen des alten Kriegsmannes, „ich glaube, wir müssen an den Abzug denken, wenn wir heute noch das Schiff nach Mannheim erreichen wollen.“

„Hinkender, es war eine große Zeit,“ sagte Herr Zengerle, indem er mechanisch die Uhr aus der Westentasche zog.

„Die Zeit war nicht größer als Eure Uhr. Was habt Ihr denn da für ein Ungetüm? Ich meinte, als ich sie zum erstenmal sah, Ihr hättet Eure Bettflasche mit auf die Reise genommen.“

„Hinkender, von mir könnt Ihr was lernen. Glaubt Ihr, ich schleppe meine beste goldene Uhr auf der Reise herum? Sie hat mich einst 25 Gulden gekostet und ich kaufte mir sie, als ich bei Herrn Werner in Heidelberg in Stellung war und mein erstes Gehalt bekam. Und die soll ich mir im Gedräng des Bahnhofes oder des Dampfschiffs vom ersten besten Gauner stehlen lassen? Pah! Die hier tut's auch. Sie geht ganz brav, wenn man sie fleißig schüttelt und oft richtet. Wer aber die stiehlt, ist betrogen. Die liegt daheim im Kasten schon seit Ururgroßvaters Tagen. Aber glaubt Ihr, es sei schon Zeit?“

„Ja, wenn wir zu Fuß gehen wollen.“

So stiegen die beiden Freunde den heißen Berg hinab, sich immer von neuem wieder an der herrlichen Landschaft labend, so oft sie an einer Wegbiegung stehenblieben.

Fröhlichen Herzens über die bisher so schön gelungene Reise schlenderten die Freunde durch die Straßen von Rübeshcim, dem Dampfschiffhalteplatz zu, in behaglicher Erwartung des guten Vesperbrotes und der herrlichen Flasche Riersteiner, die sie auf der Fahrt nach Mainz und Mannheim miteinander trinken wollten. Heute durfte etwas drausgehen.

Auf einmal aber schlug Herr Zengerle rechts und links um sich. Der Hinkende fuhr erschrocken zur Seite.

„Die Viecher werden doch nicht . . .“

Herr Zengerle hatte nämlich die Widerborstigkeit seines ungeheuerlichen Schnauzbartes dadurch etwas zügeln wollen, daß er die starrenden Enden rechts und links am Morgen beim Frühstück stark mit Honig aufwischte; das gab dem Bart ein noch eigen tümlicheres Aussehen, indem zusammenhanglos der mittlere Teil des Bartes geradeaus, die Enden aber nach der Seite starren. Diese Honigquelle nun hatten schwärmende Bienen entdeckt, und auch der starke Einschlag von Schnupstabsakgeruch störte sie nicht in ihrem Bestreben, Herrn Zengerle als Blume zu behandeln.

„Donnerwetter, ich glaube, die Viecher wollen mich . . . Au . . . Au!“

Auch der Hinkende hatte einen Stich am Ohr. Dann noch einen im Genick. Zengerle drehte sich im Kreise und focht tapfer wie anno 70 gegen den Feind, aber vergeblicher. Auch der Hinkende hüpfte auf seinem hölzernen Bein herum und schlug ver-

zweifelt gegen die Angreifer. Rasch sammelte sich mit Hallo die liebe Straßenjugend um die beiden Männer, die Bewegungen derselben unter großem Geschrei nachmachend.

„Zengerle, der Dampfer ist schon da,“ schrie der Hinkende. „Lauf, nehm Karten, ich komme nach.“

Man muß es gesehen haben, wie Herr Zengerle Beine machte, wie er besagte Beine in den gelben Sonntagshosen durcheinanderwarf, als ob er damit Generalmarsch trommeln müsse. Ein Fuchs, den seine tausend Flöhe ins Wasser jagen, kann nicht gieriger nach der rettenden Flut rennen, als Herr Zengerle dem Rheine zu.

Auf der Landungsbrücke standen abschiednehmende Leute in dichter Schar. Herr Zengerle fuhr durch sie hindurch, als wäre er die große Kugel auf des Lammwirts Kegelbahn und entschlossen, diesmal unbedingt alle neun zu werfen. Höchste Zeit! Schon bimmelte das Glocklein auf dem Schiff zum Abschied. Schon wollte der Matrose die Landungsbrücke einziehen. Mit einem kühnen Schwupps sprang Herr Zengerle noch über den grünlich schäumenden Abgrund ins Schiff.



„Unverschämtheit,“ schrie die spitznasige graugekleidete dürre Dame.

Aber jetzt kam ein neues Ereignis, das für diese Reise wichtig werden sollte. Auch jenseits der Landungsbrücke, also auf dem Dampfer, stand eine dichtgedrängte Menschenmenge. Ein Gesangsverein sang das Lied: „Ich schieß den Hirsch im wilden Forst.“

Herr Zengerle aber schoß, wie gesagt, einer Kegelkugel ähnlich, auf das Schiff in den Menschentrauel, wo er am dichtesten stand. Und da geschah es denn, daß er mit einemmal, er wußte selbst nicht wie, auf eine dürre graugekleidete Dame aufsprallte. Er umfaßte mit beiden Armen einen langen Hals, sah seinen Schnurrbart in Berührung mit einer spitzen Nase und seine Augen trafen auf zwei Brillengläser, wie wenn er durchs Fenster in eine fremde Stube sehen wollte.

„Unverschämtheit,“ schrie die spitznasige graugekleidete dürre Dame hinter der goldenen Brille hervor.

„Unverschämtheit,“ antwortete eine Schar dürrer graugelblicher spitznäsiger Töchter im Chor hinter goldenen Brillen hervor; etwa fünf graue Sonnenschirme rüsteten sich, mit dem Frechling blutige Abrechnung zu halten.

„Entschuldigen Sie, meine Damen...“

„Ein Bauer sind Sie, daß Sie es wissen,“ schrie die alte Graue. „Ein unverschämter Kerl, ein...“

„Ich verlange Bestrafung. Wo ist der Kapitän?“

„Wo ist der Kapitän?“ echoten fünf Töchter. Burchnaubend drängten sich Henne und Küchlein durch den Haufen der lachenden und staunenden Menge.

„Ihr Billet, mein Herr,“ mahnte ein Beamter mit höflich-kühler Stimme.

„Halt,“ schrie Herr Zengerle, „es ist ja noch einer draußen!“ Er sah, wie der Hüfende verzweifelt drüben am Ufer dem Dampfschiff nachhüpfte, winkend und rufend.

„Halt, der Mann da draußen muß noch mit,“ schrie Herr Zengerle nochmals.

„Wird nichts draus,“ erwiderte der Beamte kaltblütig. „Wir sind keine Ferdebahn. Wo reisen Sie denn hin?“

„Nach Mainz.“

„Nach Mainz? Ueber Köln? Nächster Weg, dat. Dies ist nämlich nicht der Dampfer nach Mainz, sondern nach Köln. Ein Vergnügungsertragschiff; hält nur in Bonn. Das Mainzer Schiff geht erst in einer Viertelstunde ab.“

„Gerechter Gott! Erbarme dich!“ Alle Umstehenden brechen in ein schallendes Gelächter aus.

„So geht's, wenn junge Leute reisen ohne Tinterrädchen,“ näselte ein junger Herr aus Berlin, der offenbar einen kleinen Sprachfehler hatte und so stolz darauf war, daß er ihn allen Menschen zeigen wollte. Denn er redete immerzu.

„Kommen Sie, alter Kamerad,“ klopfte Herrn Zengerle jemand von hinten auf die Schulter, „und entziehen Sie sich dem Spott dieser Menschen. Ich kann nicht sehen, daß ein Kämpfer von anno siebzig verlacht wird.“

Herr Zengerle drehte sich herum. Vor ihm stand ein stattlicher alter Herr, fein gekleidet, mit grauem Schnurrbart, ein militärisch geschnittenes Gesicht, grauer Filzhutzyylinder, Monokel im Auge. Sehr vornehme, aber durch Freundlichkeit sympathische Erscheinung, wie man sie manchmal bei alten Offizieren trifft.

Der alte Herr faßte Herrn Zengerle kameradschaftlich unter dem Arm und führte ihn in den Hintergrund des Schiffes an einen Tisch, mit vornehmer Handbewegung zum Sitzen einladend.

„Kellner, eine Flasche vom besten roten Ahmannshäuser, und zwei Gläser.“

„Na, Kamerad,“ tröstete der alte Herr unsern Freund, „das Unglück ist nicht so groß. Sie dürften später nicht bereuen, diese Rheinreise gemacht zu haben. In Bonn steigen Sie aus, und Sie werden sehen, Ihr Freund da draußen wird Sie am Landungsteg dort bereits erwarten. Denn er hat jetzt

gerade einen Schnellzug nach Bonn und fährt Ihnen sicherlich doch nach. Trinken Sie! Es lebe der Kaiser, unser Kaiser Wilhelm der Alte und Große, unser Führer und Held.“

Man trank und reichte sich die Hände. „Ich bin der Oberst a. D. von Heidy, im Krieg 1870 Hauptmann beim Großen Generalstab.“



Man trank eine Flasche hinter der andern.

Herr Zengerle errötete über so vornehme Bekanntschaft und stellte sich vor: „Herr Zengerle aus Irhausen, Spezerei und Ellenwaren.“

Der Herr Oberst wußte Herrn Zengerle gut zu trösten, wußte zu erzählen wie ein Buch. Man trank eine Flasche hinter der andern; Herr Zengerle war kaum an seiner Hochzeit gehobenerer Stimmung gewesen, als jetzt in so vornehmer Bekanntschaft. So oft der Herr Oberst eine lustige Kriegsgeschichte erzählt hatte, lachte der alte Offizier, daß es dröhnte, schlug Herrn Zengerle klatschend bald auf den rechten, bald auf den linken Oberschenkel und schrie: „Was? nicht wahr? Auszeichnet.“

Auch Herr Zengerle kam, von Wein und Aufregung getrieben, ins Erzählen und wurde seitens des Herrn Kameraden durch große Aufmerksamkeit und ungeheures Lachen belohnt.

„Sie sind ein köstlicher Kerl,“ lobte der Herr Kamerad einmal ums andere. „Schade, daß ich Sie nicht früher kannte. Müßten mich in meiner Villa zu Aachen besuchen. Bin nämlich dort Direktor der Aachener Bank geworden. Traurige Beschäftigung für alten Haudegen. Aber nicht ganz unrentabel. Aber wie sehen Sie aus? Köstlich!“

Das war nun Herrn Zengerles Verlegenheit. Von den Bienenstichen war ihm das Gesicht aufgeschwollen, so daß er nur auf einer Seite noch reden konnte. Deshalb log er auch nur halb so stark, als sonst eiliche pflegen, wenn sie von ihren militärischen Erlebnissen erzählen.

Ueberall auf dem Extradampfer war frohe Bewegung bei dem herrlichen Sommerabendmutter. Hinten auf dem Schiff spielte die Musik und vorne sang der Gesangverein des Bundes Kölner Zigarrenmacher. Die Wackeren bliesen ihre Kröpfe weit auf, wie die Frösche ihre Stimmblasen: „Im Waaa, im Waaa, im Wald, im Waaa, im Waaa, im Waaa, im Wald, im Waaa, im Wald, da ist mein Aufenthalt, Aufenthalt, mein, mein Auf, mein Aufent, mein, mein Aufenthalt.“

Der Berliner Herr mit dem kleinen Sprachfehler saß neben am andern Tisch und schwadronierte, daß der Wein sauer zu werden drohte. Endlich hatte er das Maul auf eine Weile geschlossen, da er, vom Alkohol betäubt, eingeschlafen war. Seine Genossen neckten ihn, indem sie den gebogenen Silbergriff eines feinen Spazierstöckchens von hinten in seinen Rocktragen hatten und daran zogen. Der Schläfer fuhr auf, erwachte den Stoch, zerbrach ihn und warf die zwei Stücke in den Rhein. Schallendes Gelächter; als er merkte, daß das sein eigener Stoch gewesen war, schimpfte er mörderisch und wollte mit einer leeren Weinflasche auf die Gegner eindringen. Diese aber entwaffneten ihn und warfen ihn aus ihrer Gesellschaft hinaus. Er verzog sich an einen andern Tisch, von wo er wie ein vertriebener Spatz herüberschimpfte, bis er wieder einschlief. Die Genossen aber verachteten ihn; sie erzählten von ihm, seinem Lebenswandel, seiner Nichtsnutzigkeit und Frechheit schauderhafte Dinge. Demnach war er ein liederlicher, prahlerischer Musikant.

Auch Herrn Zengerle kam der Schlaf; reden konnte er nicht mehr gut, erstens von wegen des Weins, der sich ihm auf die Zunge setzte, und dann wegen der Bienenstiche. Sein Mund war nachgerade auch auf der andern Seite geschwollen, ebenso beide Augen, so daß er wie durch zwei Schießscharten gucken mußte. Bienenstiche machen überhaupt schläfrig. So kam es denn, daß Herr Zengerle endlich Glüd und Leid des Tages und den Herrn Kameraden in süßem Schlaf vergaß. „Heda! Mann, aufgewacht! Ihre Fahrkarte! Wir sind in Köln.“

Herr Zengerle fuhr auf und besann sich, wo er war. Lichter brannten auf dem Schiff und am Ufer.

„Ihre Karte.“

„Karte? Warum? Wohin?“

„Die Karten für diesen Extradampfer sind auf dem Schiff zu nehmen. Machen Sie, was Sie wollen.“

„Bitte zahlen,“ mahnte der Kellner mürrisch und zudringlich.

„Zahlen? Wo ist der Herr Kamerad? Der Herr Oberst?“

„In Bonn ausgestiegen. Bitte, sofort zahlen.“

„Ausgestiegen? Zahlen? Was macht's?“

„Dreißigzwanzig Mark fünfzig.“

„Herr, meine Güte! Was ist das? Wo ist der Herr Kamerad?“

Herr Zengerle wollte nach der Uhr sehen. Sie war weg. Er fuhr ahnungsvoll in die Hosentasche: der Geldbeutel hatte die Bettflasche begleitet.

„Bitte, endlich zahlen! Wir sind gleich am Halteplatz. Na, so machen Sie doch vorwärts!“

„Mein Geld ist mir gestohlen.“

„Was? Das kennen wir. Nun, ich will ihm schon für das Entlaufen tun.“

Nicht Homer, nicht Dante, nicht Shakespeare, nicht Goethe, nicht der Hinkende wären imstande, die Verzeihung des Herrn Zengerle zu beschreiben. Gestohlen, allein, mitten auf dem Rhein, bei Nacht, in Köln. Dumpfes Weh unendlicher Verlassenheit füllte sein Herz. Wenn jetzt der Dampfer mit Mann und Maus untergegangen wäre, Herr Zengerle wäre hohnlachend in die Tiefe gefahren.

Der Dampfer hielt. Die Leute stiegen aus. Herr Zengerle blieb sitzen. Das Verhängnis kam. Er hörte Stimmen sich nahen. Von Zechprellerei, Gänerei, Halunke hörte er reden. „Wo ist der Kerl?“

„Allons, mit, auf die Polizei!“ Eine gresle Laterne leuchtete Herrn Zengerle unverkämmt ins Gesicht. Der Polizist lachte: „Nein, das ist er nicht. So sieht er nicht aus. Hat der ein Gesicht. Dem sind ja die Augen zugewachsen.“

Herr Zengerle schielte durch die Schießscharten.

„Sagen Sie mal: ist nicht ein Herr mit Ihnen gefahren, der ausah wie ein alter Offizier?“

„Der Herr Kamerad? Ja. Ein prächtiger Mann. Wo ist er?“

„Ja, Verehrtester, wenn wir das wüßten. Das sind Sie einem schweren Jungen in die Hände gefallen. Das ist der Herr Grünspan, alias von Nickel, alias von Heidy, alias Kupferberg, alias Fürst Grinsinsky, und eben frisch aus dem Zuchthaus entlassen.“

„O Gott, ist das möglich? Der Herr Kamerad und mein Geld, meine Uhr?“

„Na, das werden Sie beides nicht mehr wiedersehen. Doch, mein Herr, trösten Sie sich. Sie sind nicht der einzige Vogel, den der schon gerupft hat.“

Auch ein Trost in Tränen.

„Können Sie sich legitimieren? Haben Sie irgendwelche glaubwürdige Papiere?“

Herr Zengerle suchte in allen Taschen. Aber er fand nichts als hinten in der Rocktasche ein Päckchen zusammengerollte Papiertragen Mey & Collich, zwei Taschentücher, ein weißes und ein gelbes, ein Messer und einen kleinen Kamm, dazu den Beichtzettel von letzter Ostern und die Schnupftabaksdose. Aber das waren alles keine vollgültigen Dokumente.

„So müssen Sie eben auf die Polizeiwache. Sie, Kellner, werden wohl zu Ihrem Geld kommen. Reichen Sie eine Forderung ein. Nun bitte, gehen Sie mit.“

Wie ein Ochse, der ins Schlachthaus geführt wird und schon Blut riecht, so schritt Zengerle über die Landungsbrücke. Zum erstenmal in seinem Leben soll er, Gemeinderat und Bezirksrat Zengerle, auf der Polizei schlafen.

„Zengerle!“ schrie eine Stimme von draußen aus der Finsternis. „Zengerle!“

„Hinkender! Wo seid Ihr? Hinkender!“

Und die beiden Freunde lagen sich in den Armen.

2. Herr Zengerle kommt weiter in der Welt, aber nicht, wie er will.

Unsere zwei Landsleute saßen am andern Morgen mit abgewellenden, blauen, grünen und gelben Gesichtern wieder etwas heiterer im Schnellzug, der sich in Köln zur Abfahrt nach Bonn-Mannheim rüstete. Draußen auf dem Bahnsteig rief ein Beamter die Züge aus. Er sang mit schöner Stimme die Stationen, als ob er die Borzüge der einzelnen Strecken in einem Heldenlied preisen wolle.

„Zengerle,“ sagte der Hintende, als der Lohengrin draußen eine kleine Pause machte, „Ihr könntet einen neuen Papiertagen antun.“

„Meint Ihr?“ Herr Zengerle entblökte seinen Hals und entnahm dem kleinen Paket aus der Rocktasche einen glänzend hellen Mey & Edlich.

Eben schloß der Lohengrin die Wagentüren zu, um dann noch einmal seine schönsten Melodien zu singen. „Hintender, da ist er!“ schrie Herr Zengerle dis-

harmonisch in das Heldenlied hinein. Und ehe der Hintende wußte, wie ihm geschah, hatte Herr Zengerle die Tür des Abteils aufgerissen und war wie ein

flüchtiger Verbrecher aus dem Wagen gesprungen. Im selben Augenblick setzte sich der Schnellzug mit dem Hintenden in Bewegung. Der Hintende lag bloß noch, wie Herr Zengerle in einen andern

Zug sprang, der sofort in umgekehrter Richtung losfuhr, nachhaken zu.

„Bleiben wir nun bei Herrn Zengerle. Bei ihm ist auch viel lustiger als beim Hintenden.“

Herr Zengerle hatte nämlich den Herrn Kameraden in einer Verkleidung, etwa als Viehhändler oder so etwas, im andern Zug zum Fenster

des Wagens herausschauen sehen. Herr Zengerle stieg die Stufen dieses Wagens hinauf und hinein.

Der Schnellzug fuhr ab. Aber als Herr Zengerle die hintere Türe trat, schlüpfte der Kamerad eben

vor der Türe hinaus. Herr Zengerle, immer noch bloßem Hals, den Mey & Edlich in der Hand

haltend, wie die Heiligen ihre Folterwerkzeuge stets bei sich führen, wollte ihm schnell nachsehen. Aber

er traf er auf ein unerwartetes Hindernis. Kaum hatte er nämlich den Wagen betreten, so

hob sich aus einem Nebel von grauen Kleidern eine spüße Wolke und schrie: „Kinder, da ist er, der Wahnsinnige! Kinder, rettet euch! Er ist da. Er rettet uns. Wo ist die Notleine?“

Die Notleine war nicht sofort zu finden. Aber er mittlere Gang zwischen den Bänken verstopfte sich

mit stehenden grauen, dünnen Frauenpersonen und Herr Zengerle war in der Verfolgung des Feindes

aufgehalten. Die alte Henne stellte sich endlich vor ihre Küchlein.

„Hinweg, Unmenschen, was verfolgen Sie uns?“

„Hinweg, alte Schachtel. Was will ich denn von Ihnen? Lassen Sie mich durch, oder ich werfe Sie zum Fenster hinaus.“

„Duh! Hilfe! Ein Wahnsinniger! Helft mir, ihr guten Leute! Er verfolgt uns schon zwei Tage unablässig.“

Die Reisenden sprangen von ihren Sitzen auf und umringten Herrn Zengerle mit drohenden Mienen. „Sehen Sie sich in die Ecke und rühren Sie sich nicht, sonst sollen Sie was erleben.“

Also sprach ein riesiger, athletischer Kerl in blauer Bluse, der eine bedenkliche Dohsentransportpeitsche und einen Farrenschwanz in der Hand trug.

Herr Zengerle warf noch einen wütenden Blick auf seine Umgebung, dann setzte er sich mit tiefem Seufzen auf eine Bank, dem Weinen nahe, streng bewacht von der blauen Bluse.

Ein Schaffner trat ein und forderte die Karten. Es wurde ihm der Sachverhalt mitgeteilt, worauf er Herrn Zengerle mit sanfter Stimme fragte: „Ist Ihnen wieder besser? Wo wollen Sie denn hin?“

„Nach Mannheim.“

„Schön, nach Mannheim. Da werden wir bald sein. Seien Sie nur ganz ruhig. Es geschieht Ihnen nichts zuleid.“

„Der Kerl ist weg, der mich beraubt hat. Dort ist er zur Tür hinaus. Ich wollte ihn fangen, da kam diese alte Schachtel da.“

„Verfolgungswahn, Halluzinationen,“ definierte befriedigt ein Herr im Hintergrunde. „Das ist die einzig richtige Berrücktheit: Verfolgungswahn und Gespenster.“

Das, meine Herren, allein ist echt. Für alle andern Arten von Narrheit gebe ich Ihnen keinen Dreier.“

Und er begann dem Publikum einen längeren Vortrag über die verschiedenen Arten von Wahnsinn



„Kinder, da ist er, der Wahnsinnige.“

zu halten, wobei er aber immer die des Herrn Zengerle als die allein wertvolle und vertrauenswürdige pries. Das Publikum hörte mit offenen Müulern sehr andächtig zu, bis der Gelehrte endlich erklärte, er müsse das ganz genau wissen, denn er sei wegen dieser waschechten Narrheit selber schon drei Jahre im Irrenhaus gewesen.

Da wurden die Zusassen des Wagens sehr unruhig. Vorne einen Narren und hinten auch einen, und zwar zwei echte; so etwas sollte die Eisenbahndirektion durch entsprechende Vorkehrungen doch unmöglich machen. In ängstlicher Stille duckten sich alle so weit wie möglich zusammen, um nicht die Aufmerksamkeit der zwei Wüteriche zu erregen.

Der hintere Narr stand aber auf und begab sich zu seinem Kollegen, wobei ihm alle ehrerbietig aus dem Weg gingen.

„Mann, wie lange sind Sie schon im Kasten gewesen?“ fragte er Herrn Zengerle mit schlaudem vertraulichen Augenblinzeln. „Aha,“ setzte er befriedigt hinzu, „Sie sind ja braun und grün und gelb im Gesicht. Da haben Sie jedenfalls mal wieder Ihren Schuß gekriegt und Keile bekommen? Sehen Sie, da ist der da gut.“

Und der Unmensch zog einen Revolver aus der Tasche und zielte freundlich auf Herrn Zengerle.

„Mörder!“ schrie Zengerle, der die Vorlesung hinten im Wagen wohl gehört hatte. Zengerle packte den Narren an der Hand und rang mit ihm um den Revolver.

Jetzt wurde den Mitreisenden die Sache doch zu bunt. Ein Herr riß an der Notleine, ein furchtbarer Pfiff der Lokomotive erkönte und der Zug hielt so schnell, daß die Reisenden übereinander purzelten.

„Was ist los?“

Der Zugführer und etliche Schaffner stürzten in den Wagen. Alle Reisenden schrien um Hilfe gegen die zwei Narren, die noch immer einander am Kragen hatten. Diese wurden auseinandergerissen und aus dem Wagen gezogen. Kaum aber hatte man den fremden Irren draußen, so tat er einen Sprung ins Feld und entlief.

Atemlos, totenbleich ließ sich Herr Zengerle in ein vergittertes Abteil des Zuges führen, einen leeren Gefangenenwagen. Dumpf brütend brachte er die weitere Fahrzeit zu. Hie und da lachte er laut auf; dann fuhr er sich wieder wild durch die dünnen, ungeordneten Haare, oder er riß wütend am grauen Schnurrbart. Wer ihn so sah, konnte wirklich an seinem Verstand zweifeln. Den Mey & Edlich aber trug er immer noch wie ein Kleinod in der Hand, obgleich der schöne weiße Halszierat sehr zerknittert ausah.

Als der Zug in Aachen hielt, wurde die Zelle des Herrn Zengerle wieder geöffnet. Ein Stationsbeamter und zwei Polizisten baten den Patienten freundlich, auszustiegen und zu folgen. Sie führten ihn in einen vergitterten Raum zu ebener Erde, verließen ihn und schlossen von außen die Türe zu.

Herr Zengerle befand sich schon längere Zeit wie in einem Traum. Nun erwachte er nach und nach. Und das Erwachen versetzte ihn in rasende Wut über sich selbst. Was hatte er denn begangen, daß man ihn wie einen Verbrecher hinter Schloß und Riegel setzte? Warum hatte er sich das alles gefallen lassen wie ein überführter und verurteilter

Dieb? Warum hatte er nicht kräftig protestiert, den Sachverhalt aufgeklärt, Genugthuung verlangt, aufgeproßt, Donnerwetter gemacht? Er, der alte Kanonier und Ehrenmann! Aber ja, das war das Manlo, wie Auguste, sein braves Eheweib, ihm schon tausendmal vorgeworfen hatte: „Gölestin, du bist um einen Tag zu spät geboren. Deine gescheiterten Gedanken kommen immer einen Tag zu spät. Du denkst hinterher, wie der Fischer, dem die Fische aus dem Kasten sind, weil er nicht rechtzeitig geschlossen hat. Gölestin, du bist ein guter Kerl; und die russische Ostern ist auch Ostern, nur 14 Tage später.“

So kamen ihm jetzt hintennach die schönsten Worte, die er hätte sagen sollen und nicht gesagt hatten. Eben wollte er zum Fenster hinaus nach einem Beamten amten und der Polizei rufen, um die schönen tapferen Worte warm aus dem Ofen des Herzens herausanzubringen: da schaute ein liebliches, freundliches Mädchengesicht zum Fenster herein. Tränen standen in den dunklen, großen Augen. Die Kleine, die etwa 19 Jahre zählen mochte, schien sich vor Herrn Zengerle nicht zu fürchten. Denn sie blieb stehen als er auf das Fenster zuging, und zog nicht einmal das liebliche Stumpfnäschen zurück.

„Lieber, armer Herr, Sie sind doch ganz gewiß nicht geistesgestört, nicht wahr?“

„Nein, gewiß nicht, da haben Sie recht, mein schönes Kind. Aber vielleicht ist die Welt ein großes Narrenhaus, dessen Zusassen sich alle für geistig und den einzigen Vernünftigen für einen Narren halten wie das ja vorkommt. Bitte, rufen Sie doch den Stationsvorstand. Ich will gegen diese infame Behandlung protestieren. Ich will meine Freiheit wieder und wenn ich an den Großherzog von Baden, meinen Landesherrn, telegraphieren muß.“

„Sie sind aus Baden?“

„Ja. Ich bin stolz, ein Bürger dieses erhabenen Landes zu sein, und protestiere gegen diese Behandlung, die eine Beleidigung meines ganzen Landes ist.“

Das war schön gesprochen, wie denn Herr Zengerle weit vom Schuß immer ein tapferer Soldat war. Zudem hatte das hübsche Stumpfnäschen ein so verträuenerweckendes Aussehen, daß Herr Zengerle Mitleid bekam.

„Wenn ich fragen darf: aus welcher Stadt Baden sind Sie?“

„Ich bin aus Irhausen.“

„Irhausen? Wirklich? Aus Irhausen?“

„Weshalb nicht? Wissen Sie etwas von Irhausen?“

„Ach ja, nein. Ich meinte nur.“

„Und wer sind Sie denn, liebes Kind?“

Herr Zengerle hatte seinen Kummer fast vergessen.

„Ach wie leid tut mir Ihr Unglück! Sehen Sie, ich bin eine Tochter jener Dame, der Sie auf dem Dampfboot um den Hals gefallen sind.“

Herr Zengerle prallte zurück. Aber das liebe Kind hatte ja Tränen des Mitleids im Auge. Die konnte keinen neuen todsfeindlichen Angriff auf ihn vorhaben. Zudem jagte ihm blihartig der Gedanke durch den

Kopf, daß dieses Mädchen eine ausgesprochene Aehnlichkeit mit seiner lieben Auguste und Hausfrau hatte. So konnte ungefähr Auguste vor 40 Jahren aussehen haben. Ja, so hatte sie ausgesehen.

„Also dieses reizende Kind gehörte zu jener Megärenbande, die mit wütenden Sonnenschirmen und giftigen Anschuldigungen auf ihn losgefahren waren? Ein Engel unter Teufeln? Wie seltsam, daß ihm das ind unter den Spitznasen und Brillen nicht aufstehen war?“

„Ja, Ihre Mama hat mir stark zugefetzt. Aber was wissen denn Sie von Trhausen? Kennen Sie er jemand?“

„Ach ja, nein. Ich kenne dort niemand persönlich.“
„Persönlich nicht. Aber sonst, dem Namen nach —
Rücken Sie doch heraus.“

Herr Zengerle war, wie viele gutmütige Leute, ungerig wie ein junger Dackel. Die Neugierde ließ ihn oftmals alles vergessen, Glück und Unglück, selbst die Klugheit.

„Ich bin der Herr Zengerle aus Trhausen, Spezerei- und Ellenwaren.“

Da wurden die Augen des schönen Mädchens größer und größer. Alles Blut wich aus dem runden Gesicht.

„Augusta, hierher, weg von dem Ungeheuer!“ gellte draußen eine Stimme.
„Leben Sie wohl, Herr Zengerle.“

Und weg war das freundliche Kind. Herr Zengerle aunte durchs Gitter ihr nach, so weit er konnte. sah nur noch, wie ein Reigen grauer Gestalten Mädchen wütend umringte und unter drohendem Schlingen der Sonnenschirme auf sie einschimpfte. Eine unerklärliche Teilnahme für das Mädchen füllte die Seele des Herrn Zengerle.

Das Kind wußte etwas von Trhausen, von Herrn Zengerle, das war klar. Sollte am Ende vielleicht ... Frau Auguste hatte eine Stieffchwester, mit der aber schon seit der Jugendzeit völlig auseinanderkommen war. Er hatte sie nie gesehen, nur von gehört, daß sie das böseste Weib auf Erden sein wußte, genau wie ihre Mutter. Sie hatte von Frankfurt aus, wo sie in Stellung war, einen kleinen Beamten am Niederrhein geheiratet. Weiter wußten die Gelehrte Zengerle nichts mehr von ihr.

Sollte das ... Warum nicht? Die Welt ist ein Dorf, hat nur eine Gasse und man muß sich einmal begegnen.

Oder war's eine Fügung Gottes? Dann konnte man sich nicht wundern, daß Herr Zengerle im Käfig saß. Denn Gottes Fügungen sind oft sehr seltsam. Vergleiche Joseph in Aegyptenland, der auch ins Loch kam, freilich nicht als Narr.

Herr Zengerle wurde aus seinem tiefen Sinnen durch eilige Männerschritte aufgeschreckt. Die Tür ging auf und ein höherer Beamter trat ein. Mit höflicher Entschuldigung kündigte er dem Gefangenen die Freiheit an.

„Ich protestiere. Man hat mich unwürdig behandelt. Ich geh' zum Großherzog. Ich werde...“

Der Beamte entschuldigte sich nochmals aufs herzlichste und erzählte, der Lehrer Hintende habe ihm von Bonn aus telephonisch seine Freiheit erwirkt. Heute abend werde der Freund ihn hier aufsuchen. Er komme mit dem Schnellzug da und da. Herr Zengerle möge ihn an der Bahn erwarten.

3. Das rasche Schicksal, das reißt ihn fort.

Am selben Abend treffen wir Herrn Zengerles grünelbes Gesicht im Kurpark zu Nachen, wo die Musik spielte und gepustete Badgäste herumspazierten. Eine Weile hörte Herr Zengerle gelangweilt der Musik zu; auch brummelte er den Bass leise mit. Denn er hatte es wie sein Hund Sultan. Wenn der Musik hörte, so mußte er mitheulen, ob er wollte oder nicht. Der Unterschied bestand nur darin, daß Sultan musikalischer war und schöner sang als sein Meister.

Plötzlich aber hörte Herr Zengerle zu heulen auf, genau wie Sultan, wenn er eine Katze entdeckte. Herr Zengerle hatte nämlich zu seinem maßlosen Staunen unter dem geigenden, dudelnden und posausnenden Haufen der Musikanten, der Jünger des St. Blasius, ein sehr bekanntes Gesicht entdeckt. Sieh, das war ja der interessante Berliner mit dem Sprachfehler! Der nichtsnutzige Bengel! Der Faulpelz! Denn während alle Musikanten brav und fleißig drauflosgeigten und dudelten, wie es recht ist, hatte der die halbe Zeit Maulaffen feil. Lange setzte er mit seiner großen Klapptrumpete aus, bis es ihm wieder einfiel, mitzumachen. Daß nur der Kapellmeister so etwas dulde! In Trhausen bei der Feuerwehrmusik war das anders. Dort spielte jeder Musikant vom ersten Takt bis zum letzten mit. Gleicher Lohn, gleiche Arbeit. Aha! Jetzt erreicht den Berliner sein Schicksal doch. Denn eben dreht sich der Kapellmeister mit dem Taktstock um und führt gegen den Säumigen zornige Luststöße. Dieser reißt und bläst denn auch an seinem Instrument herum, als ob er jetzt alles Versäumte einholen und doppelten Fleiß anwenden wollte. Kaum aber drehte sich der Meister wo andershin, so hörten die guten Vorsätze des Faulpelzes auch schon wieder auf. Daß dich der Donner! Na, sie werden dir schon noch auf die Spur kommen, dachte Herr Zengerle voll Entrüstung. Denn er war ein Mann der Ordnung und Gewissenhaftigkeit.

Die Musik war zu Ende. Die Musiker packten ihre Siebensachen zusammen und empfahlen sich.



Herr Zengerle ging noch ein wenig im Kurpark spazieren, dann setzte er sich auf eine Bank im dichten Gebüsch und saß weiter über das Abenteuer mit dem Stumpfnäschen nach.

Dann wandelte er an den Bahnhof in die Restauration. Es saß fast niemand darin. Doch hinter einem spanischen Schirm hörte er die leisen Stimmen eines Mädchens und eines Mannes.

Hilf Himmel! Das waren ja die Stimmen des Berliner Musikanten mit dem Sprachfehler und der hübschen kleinen Augusta!

Herr Zengerle spitzte die Ohren wie ein Fuchs. Poß Donnerwetter! Was wollte denn das werden? Herrn Zengerle hämmerte das Herz gegen die Rippen, als ob es aus dem Kasten herauswolle, um diese schändliche, verrückte Welt zu strafen.

Was die zwei miteinander haben? Leser, erschrick nicht! Zengerle, halte dein altes Herz fest im Behälter zurück. Diese zwei Leutchen wollen heute nacht noch mit dem Schnellzug nach Antwerpen durchbrennen, um von dort nach England zu flüchten!

Dieses Mädchen mit diesem insamen Berliner Schlingel? Ist so etwas menschenmöglich? Auf dieses holde Geschöpf hätte Herr Zengerle gebaut wie auf seine Auguste selbst. Und nun! O was kann man erleben mit Kindern! Gottlob, dachte Herr Zengerle, daß er keine hatte!

Soviel erfuhr er rasch aus dem leisen Gespräch: Erstens, daß Auguste heute ihren Stiefonkel, Herrn Zengerle, am Bahnhof in Aachen entdeckt habe, und daß sie gerade im Begriff stand, ihm ihre verzweifelte Lage zu offenbaren, als sie von der Mama abgerufen wurde. Zweitens, daß das arme Kind von Mutter und Schwestern, die samt und sonders schauderbare Reibeisen sein mußten, aufs schrecklichste behandelt wurde, weil sie eben ganz anderer und besserer Art war wie diese. Drittens, daß das geplagte Mädchen aus Verzweiflung und Unerfahrenheit die Annäherung des abscheulichen Berliners geduldet und sich von diesem zur Flucht hatte beschwären lassen, um der niederträchtigen häuslichen Behandlung zu entgehen. Der Kerl behauptete, in London eine sehr gute Stelle zu haben, die ihn instand setzte, zu heiraten, was in England sehr leicht und rasch zu machen sei.

Das konnte natürlich nur gelogen sein. Denn wie war es möglich, daß ein so fauler, gewissenloser Musiker, der nur blies, solange der Kapellmeister ihn mit dem Stock bedrohte, daß dieser Kerl eine Stelle in London innehatte. Er war ein Schwindler, vielleicht ein Mädchenhändler.

Herr Zengerle mußte den Schurkenstreich des Halunken vereiteln, das unerfahrene, verzweifelte Mädchen retten. Das war absolut klar. Das Pärchen wollte aber schon in einer Viertelstunde abreisen und auf Umwegen, um etwaige Verfolgung irrezuführen, über Nacht nach Antwerpen fahren.

Eben stand Zengerle im Begriff, den wachhabenden Polizisten zu holen, als er sich wie gelähmt wieder niedersetzte.

Der Narr, der ihn im Zug mit dem Revolver bedroht hatte, trat nämlich soeben ein und bemerkte ihn. Grinsend schlich er näher und setzte sich dicht neben Herrn Zengerle.

„Nun, mein Herr? Da sind wir ja wieder beisammen. Hat man Ihnen noch keine Glunter um die Hände gelegt? Sind Sie brav gewesen? Ich sage Ihnen: verrückt sind Sie und verrückt bleiben Sie auf ewig. Wissen Sie, wir beide haben etwas im Hirn, das nicht dreingehört. Ich habe eine Laubkapsel drin und die brennt oft zum Erbarmen Allemaal, wenn der Mond scheint, zündet er die Pfeife an und dann tut's weh. Aber Sie haben auch etwas im Kopf. Ich glaube, es ist ein Spatz. Hören Sie ihn nicht piepen? Ich höre ihn ganz genau. Die Stimme nach ist's ein Weibchen. Wenn das Weibchen legt und ausbrütet, haben Sie eine ganze Spatzfamilie im Kopf. Das kann gut werden.“

So schwätzte der Geistesgestörte in ununterbrochener Blödsinn weiter. Herr Zengerle standen wieder einmal die paar Härlein wie Nebelsteden in die Haare, zumal als der Narr lang und breit bewies, es am besten, wenn er Herrn Zengerle ein Loch in den Kopf schlage, damit der Spatz herauskäme.

Herr Zengerle erfuhr jetzt, was Angstschweiß heißt. Draußen piff der Schnellzug und das Pärchen neben ihm war abgesehelt. Jetzt endlich kam Hilfe. Es erschienen mit einem Polizisten zwei Männer und legten dem armen Narren die Hände auf die Schultern. Der Kranke schaute sie erst wirr an. Dann schaute er sie zu erkennen. Er stand auf und schaute ihnen willenlos wie ein Kind.

Es waren Sendboten der Irrenanstalt. Nun gab's bei Herrn Zengerle natürlich kein Halbleben mehr. Er rannte eilig an den Billetthalter, fragte nach den Zügen und nahm ein Billet direkt nach Antwerpen. Der Zug sollte in einer halben Stunde abgehen.

Eben schaute Herr Zengerle noch einmal aus dem Fenster seines Abteils heraus, als der Schnellzug schon in Bewegung setzte; da hörte er über die Dächer schon herüber vom Bahnsteig her eine Stimme rufen: „Zengerle, Zengerle, alter Narr! Hier bin ich hier! Wo wollt Ihr hin? Zengerle, wo wollt Ihr hin?“

Es war der Hinfende, der dem Freund bis nach Antwerpen nachgereist war; aber nur, um ihn abermals zu verlieren.

Wir wollen jetzt die Erzählung kurz machen, damit sie nicht lang wird. Herr Zengerle war von da an Zeit her, wo er noch zuweisen in Kirchwasser en groen reiste, in Belgien und besonders in Antwerpen sehr gut bekannt. Als er daher frühmorgens in Antwerpen angekommen war, alarmierte er sofort den deutschen Generalkonjül, dieser die Polizei. Dabei sobald das flüchtige Pärlein aus dem Wagen steigen wollte, wurde der Berliner von der Polizei in Antwerpen genommen. Das rotgeweinete Stumpfnäschen aber ruhte auf der Schulter des Herrn Zengerle, der jämmerlich schluchzte und den Stachelbart rieb.

Eilen wir zum Schluß!

Das Stumpfnäschen hat nie in seinem Leben einen nachsichtigeren, verständnisvolleren Beichtvater gehabt als jetzt den Herrn Zengerle. Wie glücklich war der alte Knabe, daß er das arme Kind vor nem furchtbaren Schicksal errettet hatte!

Noch am gleichen Tag fuhren Dunkel und Nichte nach Nachen zurück, wo sie abends spät mit dem Intendanten zusammentrafen, der am Bahnhof seine Adresse hinterlegt hatte.

Dann gab's am nächsten Tag eine sehr heftige Auseinandersetzung zwischen dem Herrn Zengerle und seiner verehrten Stiefschwägerin, dem wüsten Reibeisen mit der goldenen Brille.

Die Witwe lebte nämlich mit ihren spitznäsigen Töchtern in Düren bei Köln, wo sie eine gutgehende Pension betrieb, wie denn die fürchterlichsten Megären vorzügliche Hausfrauen sind. Die Alte zeigte nur zu gern bereit, die ungeratene Tochter dem Schwager abzutreten; und Herr Zengerle war überwältigt, das liebe Kind mitnehmen zu dürfen.

Der Hinkende, der sich auf eine wuchtige Predigt in den nächsten Zengerle vorbereitet hatte, schwieg in still, als der Flüchtling ihm die Geschichte erzählte, und lobte den alten Freund.

So fuhr man in schöner Harmonie nach Köln. In Köln erlebte Herr Zengerle nochmals ein großes Ereignis. Als er nämlich mit seiner Gesellschaft durch die Straßen bummelte, blieb er zufällig vor nem Laden stehen, weil er dort ein ausgestopftes ausländisches Vieh erblickte, ein Känguruh, das er noch nie gesehen hatte. Als er nun auch noch die andern Gegenstände des Schaufensters musterte, die alten Bilder, Statuen, Gewehre, Zinnkannen, Pistolen, Brautkrönen u. dgl., ei siehe da! da lag auch eine große alte Taschenuhr, welche seiner verlassenen Bettflasche verzweifelt ähnlich sah. Und an der Bettflasche hing ein Zettel mit der Aufschrift: 500 Mark.

Da müßte man doch ein Esel sein, wenn man nicht wenigstens nachfragte. Herr Zengerle betrat also den Laden und ließ sich die Uhr geben. Als er den hinteren Deckel aufklappte, da stand denn auch ein-

graviert: C. A. Zengerle, und Schmiedhandwerkszeichen.

Das war der Name seines Urvurgroßvaters. Also hatte er wieder seine Bettflasche in Händen.

Das Wiedersehen war für den Händler ebenso schmerzlich, da er den Hergang erfuhr, wie für Herrn Zengerle freudig. Es stellte sich heraus, daß der Händler die Uhr von einem Unbekannten für 20 Mark gekauft hatte. Der Beschreibung nach war der Verkäufer niemand anders gewesen, als der Herr Kamerad vom Dampfschiff.

Herr Zengerle machte auf den Kaufmann, der mit manchen Tröblern, Agenten u. dgl. schon seine Erfahrungen gemacht haben mochte, einen durchaus ehrlichen Eindruck, so daß dieser vorzog, keine polizeiliche und gerichtliche Vermittlung anzurufen. Er überließ Herrn Zengerle die Uhr für 80 Mark. Der Hinkende hatte während seiner Irrfahrten sich telegraphisch Geld kommen lassen, so daß der Handel abgeschlossen werden konnte.

Herr Zengerle wußte nun wenigstens, was die alte Bettflasche wert war.

Natürlich wurde Frau Auguste in Irhausen von den wunderbaren Ereignissen sofort ausführlich in Kenntnis gesetzt und um ihre telegraphische Zustimmung zur Aufnahme der Stiefnichte gebeten. Herr Zengerle war es nicht so ganz wohl bei diesem Teil der Angelegenheit. Denn Auguste, obwohl eine brave, gute Frau, war ziemlich stark im Widerspruch, wenn eine Anordnung von Herrn Zengerle direkt ausging. In Mainz sollte ihre Antwort postlagernd die Reisenden erwarten, welche die Zeit ihrer Ankunft mitgeteilt hatten. Die Antwort war erfreulich, wenn auch beinahe zwei Zentner schwer. Denn als die Irrfahrer in Mainz aus dem Dampfboot stiegen, stand Frau Auguste selbst am Landungssteg und winkte mit dem Taschentuch. Die Nichte flog ihr an den Hals und es gab eine Rührung mit Heulen und Zähneklappern, daß auch der Hinkende die Augen wischte.

Seitdem ist die kleine Auguste der Augapfel der zwei Alten in Irhausen. Sie besorgt Spezerei und Ellenwaren, Landwirtschaft, Hühnerhof und Küche, und Herr Zengerle ist so stolz und glücklich, auch der Hinkende tut so väterlich und lieb, wenn er nach Irhausen kommt, daß Frau Auguste den zwei alten Narren ab und zu liebevoll die Glazen waschen muß.

Die kleine Auguste aber bleibt dem würdigen Ehepaar der Trost ihres einsamen, kinderlosen Alters und der Sonnenschein ihres Hauses.

Die Besengret'.

„Wie ich hör',“ sagte der alte Lehrer Zimmermann von Hinterhausen zum Bürgermeister von Vorderhausen, „habt Ihr jetzt auch einen Krankenverein. Alle Hochachtung! Für Kranke und Breisthafte muß immer zuerst gesorgt werden. So verlangt's die Menschlichkeit! 's ist eine schöne Sache um solche Vereine. Wenn irgendwo, so wird durch sie der Satz: »Einer für alle und alle für einen« betätigt.“



Das rotgeweinete Stumpfnäschen aber ruhte auf der Schulter des Herrn Zengerle.

„S ist wahr,“ gab der Bürgermeister zurück, „die Vereine tun viel und schieben dem größten Glend den Kiegel vor. Andererseits aber verlassen sich die Leute auch wieder zu viel auf solche Versicherungsanstalten, sie werden leichtsinnig, verlieren ihre Selbstständigkeit, und ich bin der Ansicht, daß der, welcher nach dem Sprichwort lebt: »Selbst ist der Mann«, immer noch am besten fährt, und gar viele könnten sich selbst durchbringen, die jetzt den Kassen der Vereine und Versicherungen oder gar der Gemeinde zur Last fallen. Bei Fleiß, Sparsamkeit und gutem Willen läßt sich gar viel tun, und unsere alte Besengret, Sie kennen sie ja auch, Herr Lehrer, könnte in dem Stück gar manchem, der hochnützig auf sie herunterschaut, zum nachahmungswürdigen Exempel werden.“

„Die Besengret, ja, ja, die kenne ich auch, meine Frau hat ihr ja jahrelang Reifigbesen abgetauft und ihr gar oft bei wüstem Wetter eine Tasse Kaffee hingestellt, wenn sie keuchend unter ihrer Last daherkam. Sie ist ohne Zweifel eine fleißige Frau, aber etwas besonders Merkwürdiges hab' ich doch noch nie an ihr wahrgenommen.“

„Sie ist eben bescheiden,“ sagte der Bürgermeister, „und prahlt nicht mit ihren Tugenden, weil sie ihr selbstverständlich sind. Aber trotzdem: wenn eine Anspruch auf die goldene Verdienstmedaille und auf die Hochachtung aller recht denkenden Menschen hat, so ist sie es. Es sind nun achtzehn Jahre her, da starb ihr Mann, der Kaveri, und ließ sie mit sechs Kindern zurück, von denen das älteste elf, das jüngste vier Jahre alt war. Außer der alten Hütte, die sie bewohnte, war kein Vermögen da, und in der Gemeinde wurde daher da und dort gemunkelt: Da haben wir die Bescherung. Man hätte die Gret' und den Kaveri nie heiraten lassen sollen. Jetzt seien sechs Kinder da und wer müsse sie erhalten? Die Gemeinde. Dieser Ansicht war auch der Gemeinderat, und drum ließ er nach ihres Kaveris Beeridigung die Gret' aufs Rathhaus kommen, um sich mit ihr wegen der Versorgung ihrer Kinder auseinanderzusetzen.“

»Wirst deine Kinder nicht allein durchbringen können, Gret',« sagte der damalige Bürgermeister, »drum wird's sehr nötig sein, daß wir ein paar vorstellen. Die zwei kleinsten wirst noch eine Weile behalten müssen, die Gemeinde wird dir monatlich vier Gulden für ihre Beföstigung ausbezahlen. Die andern vier aber kommen zu den Bauern, wo sie erst Gänse- und Sauhirtle und später, wenn sie gut ausschlagen, tüchtige Knechte und Mägde werden können.«

»Ich dank' für den guten Willen,« hat da die Besengret' g'sagt, »aber so lange ich lebe, dürfen meine Kinder kein Gemeindebrot essen, und das »Vorstellen« besorg' ich schon selbst, wenn's nötig wird. Vorläufig aber werd' ich sie noch selbst durchs Leben zu bringen suchen. Ein Stückle Brot, Kartoffeln und Kaffee ist immer noch besser, als Sauertraut und Speck bei fremden Leuten, wo sie 'rumg'schupft und ohne alle Lieb' aufzogen werden.«

„Und dabei blieb die Gret', und sie hat ihre Auf-

gabe glänzend gelöst und ihre Kinder nicht nur ernährt und gelleidet, sondern auch zu tüchtigen Männern erzogen. Unsägliche Mühe und Arbeit hat es ihr freilich gemacht. Morgens, wenn andere Leute noch im warmen Bette lagen, saß sie schon beim Besenbinden, und die Besen brachte sie jeweils an Samstagen in der Stadt zum Verkauf. Um sechs Uhr ging sie bei den Bauern in den Taglohn bis abends spät, während welcher Zeit das Anneli, das älteste daheim die kleineren Geschwister beforgte. Der Sepple, welcher neun Jahre zählte, trug Scheuer-



Morgens saß sie schon beim Besenbinden.

in die Stadt, die ihm nachfolgenden Brüder besaßen sich mit Blumen- und Beerenjuchen, verdienten in alle Wochen ein paar Kreuzer, und so ging es bis Anneli siebzehn Jahre alt war und das kleinste elf. Dann kam das erstere in die Stadt, wo es zu einer perfecten Köchin ausbildete, während Sepple bei einem Pflasterer in die Lehre ging. Und als diese beiden ausgelernt hatten, schönes Geld verdienten, konnten durch ihre Unterstützung auch jüngeren Geschwister in die Lehre gegeben werden. So ergänzte und stützte eines das andere, und sie dann ganz erwachsen waren, halfen die Mädchen den Brüdern während der Militärzeit und die später den Mädchen zur Aussteuer. Heute stützen sie alle tüchtige Leute und wohl versorgt, unterstützen reichlich die alte Mutter und streiten sich um ihren Besitz, so daß sie zur Erhaltung des Familiensitzes abwechselungsweise bald bei dem, bald bei dieser ihrer Kinder Wohnung nehmen muß. Nirgends ist sie eine Last, aber bei allen sehr willkommen. Der Verein aller Vereine, mit dem Hauptstatut des Pflichtgefühls und treuer, gegenseitiger Liebe, und das ist der Verein aller Vereine, ein Verein, welcher all andern an Segen weit übertragt. Und weil so viel

as nicht einsehen, weil sie mit ihrem Sehnen und
 rachten in die Ferne schweifen, wo das Gute so
 nahe läge, weil die Männer im Wirtshaus, die Weiber
 im Kaffeeklatsch ihr Glück und Heil suchen, die
 Familienbände, wenn nicht ganz zerreißen, so doch
 locker werden, drum, drum gibt es so viel Elend in
 der Welt, drum braucht man so viel Vereine und
 Versicherungsanstalten, um der immer mehr steigen-
 den Not des Menschengeschlechtes zu steuern.

Die Besengret' hat gewiß nie ein Werk über Sozial-
 politik, christliche Caritas und dergleichen gelesen,
 er sie hatte Charakter und Herz im Leib, sorgte,
 eren dem Sprichwort: „Erst das Hemd, dann der
 Hut“, in allererster Linie für sich und ihre Kinder,
 und drum sorgen diese auch für sie in ihren alten
 Tagen. Sie ist ihnen mit Fleiß und gutem Beispiel
 vorgegangen, sie hat ihnen Liebe erzeigt, drum
 ist sie nun auch Liebe ernten. Ohne einen Begriff
 von der Bedeutung des Wortes „Sozialpolitik“ zu
 haben, hat sie die soziale Frage im Bereich ihres
 Wirkens gelöst, besser als der gelehrteste Professor.
 Und drum, Herr Lehrer, hab' ich gesagt, sie hätte
 allen Anspruch auf die goldene Verdienstmedaille.“
 Und ich muß Ihnen beipsichtigen, Herr Bürger-
 meister. Ein Weib, das sechs Kinder mit ihrer Hände
 Arbeit zu tüchtigen Menschen erzieht, ist höchster Ver-
 dienung wert, und wäre sie hier, so würde ich sagen:
 „Gut ab! Die Besengret' soll leben und nochmals
 leben!“

man sich den gutmütigen, täppischen Wasfl kaum
 als feurigen verbenden Liebhaber vorstellen können,
 ohne daß er etwas komisch abgechnitten hätte. Zu-
 dem war er schon im Schwabenalter. Und doch
 erreichte ihn eines Tages sein „Schicksal“.

Droben auf dem verschneiten Weg im Bergwald
 war er mir begegnet, mit der Holzart über der
 Schulter. Damals fiel es mir auf, daß dieser Holz-
 fäller mit seiner breitschultrigen, aufrechten Gestalt
 und dem prächtigen Kopf doch eigentlich ein sehr
 schöner Mann sei.

Als er mich sah, blieb er verlegen stehen.
 „Grüß Gott, Herr!“
 „Guten Abend, Wasfl! Wie geht's?“
 „No, a so! Unseroans schlägt si halt so durch . . .
 mja . . .“ Er wurde noch befangener und bekam
 einen roten Kopf.

„I tät Ihnen noch ebbes sagen woll'n . . .
 mja . . . Sie derfet's aber net weiter sag'n . . .
 erscht wenn's so weit is! . . .“

„Ho, Wasfl, du machst mich neugierig!“
 Seine Finger spielten in höchster Verlegenheit am
 Arztiel. „I . . . i . . . hab' . . . im Frühjahr
 wird g'heirat'!“ pläzte er endlich heraus.

„Sankt Nikolaus kam in Eifer. „Is gar a saubers
 Mabel, die Zenz, drunten beim Herrn Oberförstner
 is s im Dienst! Und daß S' net was Schlehchts
 glaub'n, — Geld hat's ja a, aber daherauf seh' i
 nimmer, wahrhafti net!“

Ich hab's ihm gern geglaubt und ihm ob seines
 Entschlusses Glück gewünscht. Er schien herzlich
 erfreut darüber zu sein: „Des is mir a besondere
 Freud', daß S' mir z'erst gratulieren!“

Im Mai heirateten sie. Ich kannte die Zenz.
 Sie war wohl kaum jünger als er, aber ein stilles
 ruhiges Wesen mit liebem, freundlichem Gesicht. Sie
 harmonierten, wie es schien, nach jeder Richtung hin.
 Ich ging auf einen Sprung zu den Hochzeitem, um
 den üblichen Glückwunsch anzubringen.

Strahlenden Gesichts kam mir Sankt Nikolaus
 entgegen: „Sell ick a Ehr', Herr Doktor, daß S'
 kommen san, und gelten S',“ — er nahm meinen Arm
 und zog mich leise beiseite — „gelten S', dös ick koa
 Fehler net, daß die Zenz akkrat so alt is, wie i?!
 Wenn i' a drum lachen, d' Bazi. . .“

„Na aber, Wasfl, was soll denn das für ein Fehler
 sein — im Gegenteil: was willst denn mit so einem
 grünen Ding anfangen?!“

Wasfl atmete wie befreit auf. „Sell sag' i glei
 der Zenz! Hat sich schier grämt drüber, so a arms
 Hascherl, über so viel schlechte Leut!“

Mit einem dankbaren Blick sah mich die Zenz an,
 dann gab sie mir die Hand. „Ich dank' Ihnen
 vielmals, Herr Doktor!“

Wenige Tage nach Wasfls Hochzeit mußte ich
 verreisen. Länger als drei Jahre blieb ich fern, bis
 ich eines Tages — es war im Frühsommer — in
 dem alten Nest wieder erschien. Einer der ersten,
 die mir in den Weg kamen, war Sankt Nikolaus.
 „Jesses Mariand', san S' a wieder da?!“ Er



**Sankt
 Nikolaus.**

Von Ludwig
 vom Vogels-
 berg.

Warum er eigentlich den selt-
 samen Spitznamen hatte, wußte
 niemand. Vielleicht wegen
 seiner Ähnlichkeit mit dem
 gefürchteten Heiligen in jün-
 geren Jahren: ein mächtiger,
 glühender, kohlschwarzer Bart, eine
 unendlich gutmütige Augen. In
 Wirklichkeit ist er Sebastian —
 spricht Wasfl — Alshofer und
 kamte aus dem Oberbayerischen.
 Den Sommer über schlug er
 sich schlecht und recht als Tag-
 löhner, während er im Winter
 als geschickter Holzwerker
 leidlich guten Verdienst fand.
 Dabei war er ein Junggeselle
 anspruchlos bis zum äußersten
 und völlig wie kein zweiter.

Sankt Nikolaus wohnte bei einer
 Schustersfamilie, er sich durch
 mancherlei kleine Kunstfertigkeiten
 nützlich machte. Dem Ehestand
 schien er zuhause nicht aus dem
 Wege zu gehen. Überhaupt hätte

lachte über das ganze Gesicht und drückte mir die Finger fast zu Drei. Dann begann er von seinem Glück zu erzählen: „... und dem alten Mattner sein Häusl, der selbigmal starb, das hab' i kauft; das wenn Sie jetzt seh'n würden, Herr Doktor! A kloans Häusl is's scho, aber es is 's meinig!“ Er warf sich stolz in die Brust. „Aktrat Plas g'nu für die Benz und 's Dirndl!“

„Ah, Familie hast auch, Wasfl?!“ Seine Augen leuchteten hell auf. „Sell will i moanen! Und mein Mariele sollten S' seh'n... ah na, das müssen S' seh'n... so was finden S' nimmer im ganzen Ort! Schier g'trau i's mi gar nimmer ze sag'n, leicht könnten f' 's mir neiden...“

Ich sah nach der Uhr. Zwölf. Sankt Nikolaus klopfte die Pfeife aus. „Da gehn S' glei mit jetzt, da zeig' i Ihnen das Meinig.“ Er schulterte die Art und schritt neben mir her, stolz und frei und lachend.

Bald kamen wir an das „Seinig“. Auf dem Sandhaufen vor der Haustür krabbelte ein zierliches, etwa dreijähriges Mädchen eifrig herum. Wasfl hielt mich ängstlich zurück. „Seh'n S'“, flüsterte er andachtsvoll mit glücklichem Gesicht, „das is mein Mariele!“

Die Kleine war aufmerksam geworden; mit einem Freudenschrei lief sie auf den Mann zu. Der ließ die Art zu Boden gleiten, fing das Kind mit beiden Armen auf und hob es hoch, vorsichtig wie ein Porzellanfigürchen. Jetzt fielen mir erst die wunderschönen großen dunklen Augen des kleinen Mädchens auf.

„Jetzt sag'n S' selbst, Herr Doktor, finden S' noch so was unter den Hiesigen?!“

Sankt Nikolaus hatte recht. Die Benz begrüßte mich in ihrer stillen freundlichen Art.

„Und gefällt's Ihnen im Ehestand?“ Sie wurde feuerrot. „I wünsch' mir nix Besseres!“ sagte sie verlegen.

Als ich nach einer Weile ging, beneidete ich den Wasfl um sein Glück.

Eine dringliche Angelegenheit rief mich wieder auf einige Wochen fort. Gerade auf den Sedantag kam ich zurück und bummelte langsam durch die sommerlich warmen Gassen. Auf einer Treppe saß im Sonnenschein ein alter Mann mit wallendem schneeweißen Bart und Haar und starrte vor sich hin. Der Kopf kam mir so bekannt vor; eigentümlich, er sah Sankt Nikolaus ähnlich. Als ich näher kam, blickte der Mann auf. Ich fuhr heftig zusammen, — kein Zweifel, es war Wasfl!

Zögernd trat ich auf ihn zu und bot ihm die Hand. Er sah mich mit gläsernem Blick an. „'s Zuiert!“ sagte er teilnamslos.

„Wasfl, kennst mich nicht?“

„'s Zuiert!“ wiederholte er eindringlicher. „Da, da seh'n S' 's Zuiert... ei, ei... und die Benz und 's Mariele... auch im Zuiert... auch

drin... alles drin... nur i net... i gan alloans net!... Und i will auch eini... im Zuiert... Zuiert!...“ Er rollte die Augen und krampfte wild die Hände ineinander.

Tief erschüttert ging ich meines Wegs. Den ersten den ich traf — es war zufällig der Bürgermeister —, fragte ich nach dem Wasfl.

Sein Gesicht wurde sehr ernst. „Es ist kein unterhaltsame Geschichte“, meinte er, „man könnt



Ein Mann, barbdäutig, ein Beil hochgeschwungen, frang durch die Leute.

weinen darüber... Es ist jetzt ungefähr ein Vierjahr her, da brach bei dem Alshofer Feuer mitten in der Nacht. Ehe noch die Feuerwehre Stelle war, war schon die Hälfte von dem Häusl heruntergebrannt. Den Sebastian hatten sie lebend, wenn auch ohnmächtig, herausgeschafft. Die Frau und das Kind — lassen Sie mich schwören darüber... Wir haben's dem Armen beigegeben so schonend wie möglich, und er blieb auch ruhig dabei, er lachte sogar. „'s Zuiert,“ meinte er, „so a schön warm's Zuiert!“ Er war wahnsinnig geworden... Jetzt vegetiert er im Armenhaus hin, harmlos wie ein Kind. Nur vorm offenen Feuer müssen wir ihn hüten. Dann wird er leutsam und will ihm mit dem Beil zu Leibe, es war entsetzlich, mir geht's noch heute auf Nerven...“

Am selben Abend hatten die Leute zur Feier Sedantages einen mächtigen Holzstoß oben auf dem Berg entzündet. Grell leuchtend flammte die weit ins Land hinaus und goß ihre Helle über

Ein wenig Radium.*)

Eine Standrede.

große Menge Schaulustiger, die sich bei dem Schauspiel durch allerlei Motiva die Zeit vertrieben.

Plötzlich hallte ein noch halbverwehter, geller Ruf von unten herauf. „s Feuer!“ Immer näher klang es, immer jauchzender. Da, ein Mann, barhäuptig, mit wild flatterndem Bart, ein Beil hochgeschwungen, sprang durch die Leute, dicht vor das Feuer.

Es war Wasfl.

Mit grimmigem, gelbem Lachen tanzte er in tollen Sätzen um den Stoß, mit feuchend arbeitender Brust. Schreiende, abgerissene Worte rangen sich aus dem zitternden Mund: „halt's aus . . . ihr . . . Lab'n . . . halt's aus, Mariele . . . komm . . . schau't's, da bin i . . . halt's aus, Zeug . . . i rett's enk . . .“

Mit einem gewaltigen Satz sprang er mitten ins Feuer. Zischend stoben unter seinen rasenden Schreien die Scheite auseinander. Und dazwischen quellte es, immer wilder und immer entsetzlicher: „s Feuerl, 's Feuerl, 's Feuerl.“

Ehe die fast gelähmten Zuschauer sich von ihrem Entsetzen erholt hatten, war er in der Blutzusammengesunkenen. Hundert Hände griffen nach dem armen Körper — zu spät! Sankt Nikolaus war tot.

Und merkwürdig, so fürchterlich der übrige Körper verbrannt war, das Gesicht war völlig unverseht geblieben. Es war so still und friedlich, fast schien es, als glitte ein eigenes, glückliches Lächeln darüber hin — Sankt Nikolaus war bei den „Seinigen“ . . .

Die gerettete Ehre des Kalenders.

Fürst Leopold von Anhalt hatte einen alten Diener, der ihm schon viele Jahre treu gedient hatte. Als einst ein besser bezahlter Posten bei Hofe frei wurde, der sich ungefähr für ihn schickte, sah der alte Mann in den Kalender und fand bei einem gewissen Tage die folgenden Worte, mit roten Buchstaben gedruckt: Heute ist gut bitten von großen Herren. Aufgenommenert magte er es daher, zum Fürsten zu gehen und um die erledigte Stelle zu bitten. Aber der Fürst gab ihm zur Antwort, er komme zu spät, denn der Dienst sei bereits versagt. „Hm!“ brummte der Alte vor sich hin, „an den glaube ich nun auch nicht wieder; ich habe immer gedacht, er mache keine Falschen, aber ich sehe wohl, er ist so gut ein Lügner und Betrüger wie andere.“ Der Fürst hörte dies, stuzte und fragte, wen er denn eigentlich mit seinen Schmähworten meine. „Den Kalenderschreiber, gnädigster Herr!“ erwiderte der Mann unbefangen; „denn sehen Sie nur, da hat er hineingesetzt, es sei heute gut etwas von Fürsten und Herren zu bitten, nun hat er doch aber offenbar gelogen.“ Dem alten Dessauer gefiel die Antwort, er mußte über die Einfalt seines Dieners lachen und sagte belustigt: „Nun höre, Alter, damit der Kalenderschreiber bei Ehren bleibe, sollst du für diesmal den Dienst haben. Ich werde meine Anordnungen rückgängig machen.“



„Ist Ihr, Löwenwirt,“ rief der Peter Fritz siegesbewußt über den Tisch, „die Geschichte mit dem Radium ist jetzt modern. Wo man die Zeitung liest, da findet man auch, daß diese oder jene Quelle Radium enthält. Die Kurverwaltungen machen viel Aufhebens davon und die Badeorte haben eine goldene Ernte. Wenn wir in unsere Quelle hier auch so ein paar Pfund Radium hineinbekäme — wenn man die vielleicht so vorher hineinschüttete —, dann könnte unser Ort doch auch —“

„Ach so,“ schmunzelte der Löwenwirt, „dahin wollt Ihr hinaus. Der Peter Fritz dann womöglich als wohlbestallter Kurdirektor eines Radiumbades.“ „Gewiß,“ mischte sich jetzt der Hinkende ins Gespräch. „Und das Wirtshaus »zum Löwen« ein Kurhotel und nur noch russische Großfürsten und amerikanische Millionäre als Gäste. Schön habt Ihr Euch das ausgedacht. Nur ein kleines Loch hat Eure Rechnung.“

„Und das wäre?“ riefen der Löwenwirt und der Peter Fritz wie aus einem Munde.

„Wieviel Pfund Radium wollt Ihr denn in die Quelle schütten?“ fragte der Hinkende.

Verlegen schwieg darauf der Peter Fritz, und der Löwenwirt kratzte den Kopf.

„Nun, ich denke etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Pfund werden genügen,“ rief er dann. „Das Zeug soll ja satirisch stark sein.“

„Also seien wir billig und rechnen wir nur mit zwanzig Pfund oder zehn Kilogramm,“ fuhr nun der Hinkende fort. „Nach den letzten Preisnotierungen zahlt man für das Milligramm Radium

* Die Figuren sind dem im Verlag von Johann Ambrosius Barth in Leipzig erschienenen Werke „Soddy, Die Natur des Radiums“ entnommen.

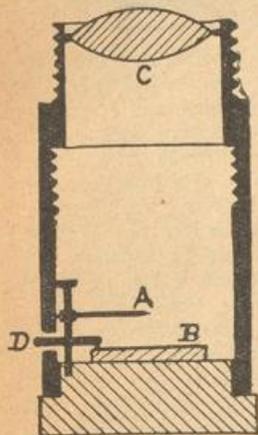
rund fünfhundert Mark. Tausend Milligramm oder ein Gramm kostet demnach eine halbe Million Mark. Für tausend Gramm oder ein Kilogramm wäre also eine halbe Milliarde Mark zu bezahlen und wenn Ihr zehn Kilogramm in Eure Quelle schütten wollt, so kostet das etwas mehr als die französische Kriegsschädigung, nämlich fünf Milliarden Mark. Kräft das Eurige ordentlich zusammen, damit Ihr nicht in Verlegenheit kommt, wenn es ans Zahlen geht.

„O weh,“ seufzte der Peter Fritz, „da ist das Radium ja viel viel teurer als das lautere Gold.“

„Aber ganz gewiß,“ entgegnete der Hintende. „Ein Kilogramm Radium kostet, wie wir eben gesehen haben, eine halbe Milliarde Mark. Für eine halbe Milliarde gibt es aber viertausend Zentner oder zweihunderttausend Kilogramm reines Gold. Also, Ihr seht, daß Radium zweihunderttausendmal so teuer als Gold ist, viel viel teurer als irgendein anderer Stoff, teurer als die teuersten Juwelen und Brillanten.“

„Dann freilich ist das Radium nichts für gewöhnliche Sterbliche und wir werden wohl nie etwas davon zu sehen bekommen,“ meinte der Löwenwirt.

„Das wollen wir nicht so ohne weiteres ver-zurufen,“ unterbrach ihn der Hintende und begann umständlich in seinem Ranzen zu framen. Schließlich langte er ein Paketlein heraus, brachte es an den Tisch und wickelte es aus. Man sah ein kleines Messingrohr, das an einen



Spinhartskop.
A = Rabel im Radium. B = Schirm.
C = Lupe. D = Stellschraube.

Ende eine Lupe trug und den billigen Taschenukroskop gleich, die heut als artige Spielereien in Mode sind.

„Radium ist teuer,“ begann der Hintende von neuem. „Und doch kann man einen besonderen Radiumapparat für wenige Groschen bei jedem bessern Optiker kaufen. Ich meine das sogenannte Spinhartskop, das ich hier vor mir habe. Nun schaut einmal durch die Glaslupe, Peter Fritz, und erzählt uns dann, was Ihr seht.“

Begierig bemächtigte der dicke Barbier sich des Apparates und brachte ihn an das Auge, während er das andere zuhielt.

„Nun, was seht Ihr?“ unterbrach ihn der Löwenwirt, nachdem fast eine Minute vergangen war.

„Ah, das ist schön!“ rief der Peter Fritz, während er den Apparat noch immer vor dem Auge behielt. „Das sieht ja aus wie ein funkelnder Sternenhimmel im Winter. Das funkelt und gleißt ja wie sonst wohl die Sterne bei starkem Frost.“

„Nun laßt mich auch einmal sehen,“ rief der

Löwenwirt und nahm dem Peter Fritz das Instrument fort.

„Und was ist das nun, das Spinhartskop oder wie Ihr es sonst nennt?“ fragte jetzt der Peter Fritz.

„Das ist sehr einfach,“ begann der Hintende seine Erklärung. „Wir haben hier ein einfaches Messingröhrchen. Am einen Ende trägt dies Rohr eine kleine Lupe. Am andern Ende ist eine Pappscheibe eingesezt und diese Scheibe ist mit einem besonderen Stoff bestrichen, für welchen der Chemiker den schönen Ausdruck Bariumplatincyanür hat. Peter Fritz, wenn Ihr diesen Namen nach dem elften Schoppen noch richtig und ohne zu stottern aussprechen könnt, bezahle ich gutwillig den zwölften.“

„Also Bariumplatincyanür ist auf der Pappscheibe,“ rief der Peter Fritz triumphierend.

„Sehr gut,“ erwiderte der Hintende, „aber Ihr seid auch noch nicht beim elften Schoppen. Nun aber kommt das Allerwichtigste. In einem Glase von etwa einem Viertelliter Inhalt hat man ein Milligramm Radiumbromid in Wasser aufgelöst, derart, daß sich das Milligramm gleichmäßig über die zweihundertfünfzig Gramm Wasser, die in einem Viertelliter Wasser stecken, verteilt. Und dann hat man eine feine Nähnadel mit der Spitze in diese Flüssigkeit getunkt, so, daß ein Tröpfchen im Gemisch von etwa zehn Milligramm daran hängengeblieben. Dies Tröpfchen hat man ruhig eintrocknen lassen und dann wurde diese Nähnadel so in das Messingröhrchen zwischen Lupe und Pappscheibe eingebaut, daß ihre Spitze etwa fünf Millimeter von dem

na, wie heißt es, Peter Fritz . . . ?“

„Bariumplatincyanür!“ schrie der Barbier . . .

„Daß die Spitze also etwa fünf Millimeter von dieser Scheibe entfernt ist.“

„Und nun können wir eine erstaunliche Beobachtung machen. In dem Tröpfchen, das an der Nähnadelspitze hängenblieb, war ungefähr ein fünfundsiebzigtausendstel Milligramm Radium enthalten. Die winzige undenkbar kleine Menge aber führt nun ein ständiges Bombardement gegen die Pappscheibe aus. Viele Tausende von unendlich kleinen elektrisch geladenen Teilchen werden in jeder Sekunde von dieser Radiummenge ausgestoßen und gegen die Pappscheibe geschmettert. Das Bariumplatincyanür hat aber weiter die bemerkenswerte Eigenschaft, aufzuleuchten wo es von solchem Radiumgeschloß getroffen wird, und daher kommt jene schimmernde Erscheinung zustande die so sehr an den flimmernden Winterhimmelerleuchtet.“

Nachdenklich schauten der Peter Fritz und der Löwenwirt auf die Tischplatte, während das Spinhartskop weiter von Hand zu Hand und von Aug zu Auge ging.

„Wie lange dauert denn nun aber dies Bombardement?“ hub der Peter Fritz schließlich wieder an.

„Das dauert zunächst einmal so etwa ein bis zwei Jahre. Ihr könnt Euch ja ausrechnen, Peter Fritz, wie viele Kugeln in dieser Zeit die Pappscheibe treffen, wenn in jeder Sekunde eine Million von der Nadelspitze ausgehen.“

„Alle Wetter.“ meinte der Barbier, „das wird eine masslose Zahl. Wir wollen einmal gleich rechnen.“

„Damit greif er nach Notizbuch und Bleistift. „Laßt es nur ruhig bleiben, Peter Fritz,“ meinte der Hinkende. „Die Rechnerei hat keinen Zweck. Nach zwei Jahren ist nämlich das Bariumplatinocyanür auf der Pappscheibe zum Teufel. Es ist derartig zerfetzt und zerflossen, daß das Leuchten und Funkeln aufgehört hat. Sobald wir aber eine neue Scheibe in den Apparat setzen, so ist das Funkeln sofort wieder da und dauert wieder seine zwei Jahre.“

„Nun, und dann?“ rief jetzt der Löwenwirt. „Nun, dann muß man wieder eine neue Scheibe einsetzen. Die Forschung weiß heut, daß diese winzige Radiummenge auf der Nadelspitze etwa zweitausend Jahre hindurch ihr Bombardement fortsetzen wird. Dann erst wird das letzte Atom verschossen ein und Ruhe herrschen. Ihr könnt also dies Spintharistikop, Löwenwirt, welches ich Euch hiermit nicht vermache zur Unterhaltung für Eure Gäste sondern zur Belehrung für Eure Kinder, für die nächsten zweitausend Jahre ruhig als eine nützliche und brauchbare Sache in Eurer Familie weiter vererben.“

„Hört einmal, Hinkender,“ hub jetzt der Peter Fritz von neuem an, „ich bin überzeugt, daß Ihr die lautere Wahrheit erzählt. Aber seid Ihr auch recht berichtet? So viel ich gelesen hab, berichtet eine Radiumforschung doch überhaupt erst etwa zehn Jahren. Woher will man denn da wissen, daß diese Nadelspitze hier gerade zweitausend Jahre vorhält?“

„Ungefähr, Peter Fritz! Ungefähr, habe ich gesagt, und nicht genau zweitausend Jahre,“ unterbrach der Hinkende milde, „ebenso wie auch nur ungefähr die Tatsache gilt, daß die Mutter des Radiums, Uran, 7 1/2 Milliarden Jahre existiert und elektrische Atome in den Raum schmetterte, bevor es sich Radium verwandelt hat.“

„Einen Augenblick schaute der würdige Barbier den Hinkenden starr an.“

„Ist das Euer Ernst, Hinkender, oder treibt Ihr Scherz mit uns?“ rief er dann. „Wie in aller Welt will man denn herausbekommen, daß eine Sache gerade 7 1/2 Milliarden Jahre existiert und sich dann in eine andere verwandelt hat? 7 1/2 Milliarden Jahre, das sind ja 7500 Millionen Jahre. Das ist ja eine undenkbar lange Zeit. Wissen wir denn überhaupt, ob die Welt so lange existiert? Das laube ich einfach nicht, wenn Ihr es mir nicht haareisen beweisen könnt.“

„Ja, allerdings, Hinkender,“ mischte sich jetzt auch der Löwenwirt ein. „Das müßt Ihr uns beweisen, wenn wir es glauben sollen.“

„hm!“ machte der Hinkende und lehnte sich in seinen Sessel zurück. „Die Geschichte ist nicht ganz einfach. Gebt mir erst einmal einen neuen Schoppen, Löwenwirt. So, stellt mir das Glas hierher und dann will ich versuchen, ob ich Euch die Sache klarmachen kann.“

„Ich bin wirklich neugierig, wie die 7 1/2 Milliarden Jahre herauskommen,“ brummte der Peter Fritz.

„Also nehmt einmal an,“ begann nach einigem Nachdenken der Hinkende, „daß auf einer sandigen Ebene zwei Bäume stehen, etwa zwei große Kiefern, von denen Ihr wißt, daß sie ihre Nadeln ziemlich gleichmäßig das ganze Jahr hindurch abwerfen.“

„Also gut, wir denken uns diese beiden Kiefernbäume,“ warf der Peter Fritz ein.

„Gut. Dann also weiter,“ fuhr der Hinkende fort. „Was werdet Ihr nun unter diesen Kiefern finden?“

„Kiefernnadeln,“ sagte der Löwenwirt.

„Richtig, Löwenwirt, aber wieviel Kiefernnadeln?“

„hm!“ machte der Löwenwirt und sah den Peter Fritz hilflos an.

„Na, so viel Kiefernnadeln, wie eben vom Baume heruntergefallen,“ rief der siegesgewiß.

„Falsch!“ sagte der Hinkende. „Die Kiefernnadeln bleiben ja keine Ewigkeit hindurch unveränderte Nadeln. Sie verwehen doch allmählich in dem Sand und werden Humusboden. Wir wollen einmal voraussetzen, daß beide Bäume gleichstark streuen. Wir wollen ferner annehmen, daß der eine Baum so trocken steht, daß volle fünf Jahre notwendig sind, bevor die Nadeln auf dem Boden zu Erde zerfallen, während der andere Baum so feucht steht, daß die Nadeln schon in einem einzigen Jahre vermodern.“

„hm! das könnte man annehmen,“ meinte der Peter Fritz und wiegte nachdenklich das Haupt.

„Dann,“ fuhr der Hinkende fort, „wird man also unter dem Baume, unter dem die Nadeln fünf Jahre dauern, den Nadelwurf von fünf Jahren finden, d. h. fünfmal so viel, wie unter dem andern Baum, unter dem die Nadeln nur ein Jahr vorhalten.“

„Das stimmt,“ meinte der Löwenwirt.

„Wir sehen demnach,“ fuhr der Hinkende fort, „daß ein bestimmter Zusammenhang zwischen der Lebensdauer einer Sache und ihrer vorhandenen Menge existiert. Wo die Nadeln fünf Jahre aushalten, sind fünfmal so viel davon da, als an der anderen Stelle, wo sie nur ein Jahr existieren. Wir könnten auch weiter annehmen, daß die Kinder jeden Tag unter den einen Baum kämen und dort die gesamten Nadeln als Streu wegholten. Auf diese Weise würde die Lebensdauer der Nadeln unter dem Baum nur vierundzwanzig Stunden betragen. Wir würden daher nur diejenige Menge darunter finden, die an einem Tage abgeworfen wird. Da fünf Jahre gleich rund 1800 Tage sind, so wäre dann bei diesem Baum die Lebensdauer der Nadeln auf den achtzehnhundertsten Teil eingeschränkt und wir würden auch nur noch den achtzehnhundertsten Teil der Nadelmenge vorfinden.“

„hm! hm!“ machte der Peter Fritz und steckte seine Nase tief und nachhaltig in den Schoppen.

„Ihr sinniert, Herr Doktor, und kommt nicht zum erfreulichen Ende,“ rief der Hinkende. „Betrachten wir also die Dinge zahlenmäßig. Nehmen wir an,



daß der Baum im Jahre einen Zentner Nadeln abwirft. Wenn die Nadeln dann im Durchschnitt fünf Jahre lang liegen bleiben, so wird man im allgemeinen fünf Zentner davon unter dem Baum finden. Wenn wir aber die Nadeln jeden Tag fortholen, wenn wir ihre Lebensdauer unter dem Baum also künstlich auf vierundzwanzig Stunden einschränken, so werden wir im günstigsten Falle hundertvierzig Gramm davon unter dem Baume finden."

"Hm! hm!" machte der Peter Fritz zum zweiten Male und ein Leuchten beginnender Erkenntnis ging über seine Züge. "Da hängt es also von der Lebensdauer einer Sache ab, wieviel man davon findet. Wenn die Nadeln überhaupt nicht verrotteten, müßte man un-

endliche Berge davon unter jeder Kiefer vorfinden." "Ihr habt mich verstanden, Peter Fritz," rief der Hinzulende, "und wenn es Euch recht ist, will ich Euch nun nicht länger mit solchen Beweisen aufhalten, sondern Euch die von der Wissenschaft gefundenen Tatsachen klipp und klar erzählen."

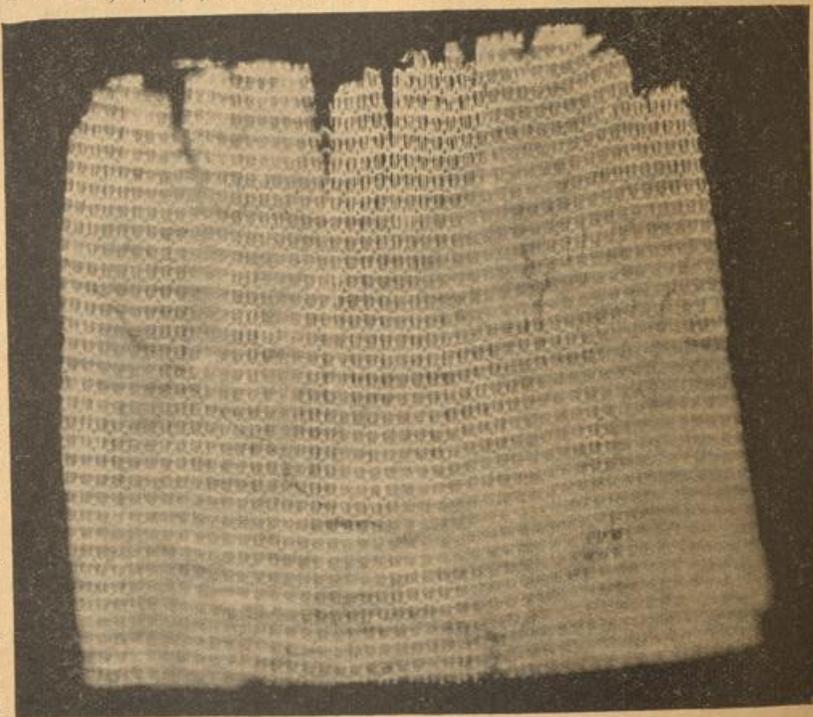
"Es gibt ein Metall, welches in der Chemie den Namen Uran führt und besonders in einem Mineral, der sogenannten Uranpechblende, enthalten ist, die in Joachimstal in Böhmen gefunden wird. Diese Pechblende sieht wie irgendein gewöhnlicher schwarzer Stein aus, etwa wie ein Zwischending zwischen Kohle und Basalt. Wenn man aber eine fest eingewickelte lichtempfindliche photographische Platte nimmt, diese in einen dunklen Raum bringt, verpackt, wie sie ist, auf einen Tisch legt, darüber beispielsweise einen eisernen Haus Schlüssel tut und auf das Ganze endlich einen ordentlichen Brocken dieser Pechblende legt, dann zeigt sich etwas."

"Und das wäre?" riefen der Löwenwirt und der Peter Fritz.

"Wenn Ihr nach etwa zwei bis drei Monaten die photographische Platte in der Dunkelkammer entwickelt, so findet Ihr ein getreuliches Abbild des Schlüssels darauf. Und zwar ist die Platte weiß geblieben, wo das Schlüsselblei sie vor der Pechblende schützte, an allen anderen Stellen dagegen geschwärzt."

"Das ist ein einfaches Experiment, Peter Fritz, meinte danach der Löwenwirt. "Das könntet Ihr wohl einmal selber versuchen. Ihr habt Euch doch seit einem halben Jahr das Photographieren angewöhnt."

"Das Experiment ist in der Tat sehr einfach," fuhr der Hinzulende fort. "Als in den neunziger Jah-



Uranscher Körper durch seine eigenen Strahlen photographiert.

ren des vorigen Jahrhunderts's Königen Strahlen aufstamen wurde die ganze Welt von einer richtigen Strahlen fieber gepackt. Man untersuchte alle denkbare und auch noch einige undeutbare Stoffe auf Ausstrahlungen indem man sie in der Dunkelkammer auf photographischen Platten auf Wochen und Monate hindu-

liegen ließ. "Mancher bildete sich damals manches ein. Ein französischer Physiker, der sonst ein durchaus ernsthafter Gelehrter war, wollte beispielsweise entdecken haben, daß gemeines Holz, wenn man es vorher gehörig in einem Schraubstock zusammenpreßt, um der Nachwirkung dieses Druckes, solche geheimnisvollen und unsichtbaren Strahlen aussendet, welche die photographische Platte schwärzen. Das waren die berühmten N-Strahlen, die heute längst als Täuschung erkannt sind."

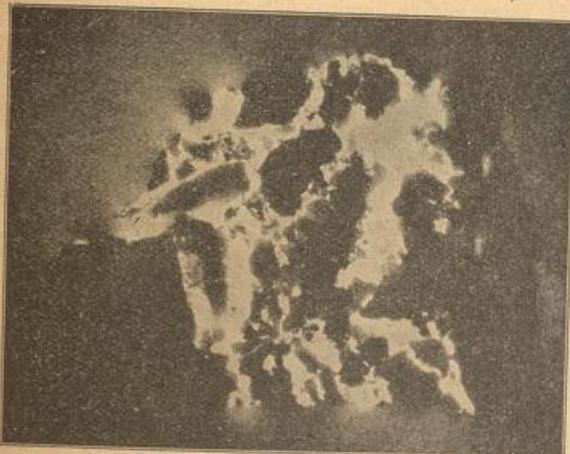
"Dagegen senden manche andere Substanzen gar gehörig Strahlen aus, darunter beispielsweise die gewöhnliche Gasglühlichtrumpfe, welcher ja

seinem Gewebe die Edelerden Cer und Thor enthält, welche dem Radium verwandt sind. Das Experiment könnt Ihr machen, Peter Fritz, indem Ihr einfach einen alten unbrauchbaren Glühstrumpf vorsichtig auf eine gut eingewickelte photographische Platte ausbreitet, das Ganze etwa eine Woche in der Dunkelkammer liegen laßt und dann entwickelt. Aber ich kann Euch ein solches Bild gleich zeigen."

Wiederum machte sich der Hintende an seinem Namen zu schaffen und brachte einige Bilder zum Vorschein.

"Hier habt Ihr eine solche Photographie eines Glühstrumpfes, die mit Hilfe seiner eigenen Strahlen aufgenommen wurde," fuhr er fort, "und hier habt Ihr noch zwei Photographien eines Stückchens Uranprechblende. Die eine Aufnahme ist im natürlichen Tageslicht mit Hilfe des photographischen Apparates aufgenommen, so, wie man eben irgendwelche Gegenstände zu photographieren pflegt. Hier hingegen

habt Ihr das Bild desselben Stückes, aber in seinem eigenen Lichte aufgenommen, kein Photographie mehr, sondern ein sogenanntes Radiogramm. Ihr erkennt wohl dieselbe Form des Steines, sehr aber weiter, wie ein umheimliches Feuer aus Schraffen und Schrunden zu glühen scheint. Das ist die berühmte Uranprechblende, die Mutter des Urans, die Großmutter des Radiums und aller jener anderen radioaktiven Substanzen, welche die Wissenschaft in den letzten zehn Jahren entdeckt hat."



Im Dunkeln durch die Strahlen der Substanz erzeugte Photographie.

Die Bilder wanderten von Hand zu Hand und wurden eingehend betrachtet.

Also mit einem alten Glühstrumpf kann man auch photographieren. Das war mir bis jetzt neu," rief der Peter Fritz schließlich aus.

"Ich glaube, mein verehrtester Herr Doktor," erwiderte ihm der Hintende, "daß Euch auf dem Gebiete der Radiumforschung auch noch manches andere zu sein wird. Bringt doch beinahe jeder Tag neue Entdeckungen und ist doch heut bereits eine gewaltige Menge einzelner Tatsachen über das Radium bekannt. Ich will es in gedrängter Kürze erzählen. Denn die Wissenschaft vom Radium hat heut eine solche Bedeutung gewonnen, wie etwa vor hundert Jahren die junge Lehre von der Elektrizität. Man kann an deren Ergebnissen nicht mehr achtlos vorübergehen und jedermann muß wenigstens etwas davon wissen. Aber zuvörderst, Löwenwirt, gebt mir einen neuen Schoppen, denn das Reden strengt an."

Während der Löwenwirt ging, um das Verlangte zu holen, öffnete sich die Tür und der Apotheker trat ein.

"Grüß Euch Gott, Apotheker," rief der Hintende. "Ihr kommt uns gerade zurecht."

"Was soll's denn, Hintender, womit kann ich Euch dienen?"

"Ihr habt doch eine schöne, feine Apothekermasse in Eurem Laden. Sie steht, wenn ich mich recht erinnere, in einem besonderen Glaskasten und wird nur von außen her mit Hilfe seiner Stäbchen bedient, damit gar kein Staublörröchen herankommt und die Genauigkeit beeinträchtigt."

"Das stimmt, Hintender," meinte der Apotheker, der sich inzwischen niedergelassen hatte. "Meine Waage schlägt auf ein halbes Milligramm noch so stark aus, daß ich die Zehntelmilligramm noch taxieren kann. Ihr findet solche feine Waage aber auch im Umkreise von zehn Meilen nicht wieder."

"Ich glaub' es," fuhr der Hintende fort. "Aber Ihr kennt doch auch die neue große Waage am Bahnhof, auf welcher die Eisenbahnwagen mitsamt Ihrer Ladung auf einen Hieb gewogen werden. Würdet Ihr Euch wohl getrauen, mit Hilfe dieser Eisenbahnwaage Eure Pillverchen und Tränklein abzuwiegen und zu brauen?"

"Um Gottes willen," rief der Apotheker entsetzt. "Ich muß bei manchen giftigen Sachen auf das zehntel Milligramm genau wiegen, und die Eisenbahnwaage haut gelegentlich um einen Zentner daneben."

"Ich glaub' es wohl," lächelte der Hintende. "Aber genau so klobig und unflätig, wie sich die Eisenbahnwaage in der Apotheke ausnehmen würde, so ungeheuerlich und riesenhaft und unpassend wäre die feinste Apothekermasse in der Radiumforschung. Denn dort wird nicht nach Milligrammen, sondern nach Millionsteln eines Milligramms gewogen."

"Das verstehe, wer kann," erwiderte der Apotheker. "Etwas Feineres, wie meine Waage, gibt es nicht, und millionstel Milligramm kann man überhaupt nicht wiegen."

"Man kann sie wiegen, Apotheker, genau so wie man Milliarden von Jahren zählen kann. Ich gab vorhin ein Beispiel vom Kieferbaum, dessen Nadeln eine bestimmte Lebensdauer haben. Nehmt an, daß der Baum jeden Tag 140 Gramm Nadeln streut, daß Ihr jeden Tag zwei Pfund Streu unter ihm fortholen könnt. Und nun schickt nicht jeden Tag, sondern jede Sekunde jemand hin, der die Streu

holt. Der Tag hat 86 400 Sekunden. Von 140 Gramm entfallen also auf die Sekunde 1,62 Milligramm an Kiefernnadeln. Ihr könnt den Nadelfall eines Tages mit einer groben Briefwaage ziemlich genau messen und Ihr könnt durch einfache Rechnung das feine Apothekergewicht des sekundlichen Nadelalles daraus ableiten. Ihr seht also wohl, daß es auch bei den millionstel Milligrammen der Radiumforschung mit natürlichen Dingen zugeht. Die Radiumforschung ist ein Teil der exakten Naturwissenschaft. Sie arbeitet trocken und nüchtern mit strengen mathematischen Rechnungen und korrekten Experimenten. Und doch bietet sie uns eine Fülle des Wunderbaren und Märchenhaften. Denn klingt es nicht wie eine Fabel, wenn sie Euch einerseits mit Milliarden von Jahren kommt, wenn sie Euch andererseits wieder von radioaktiven Stoffen erzählt, die, wahre Eintagsfliegen der Chemie, nur wenige Minuten leben, und wenn sie einmal mit ganzen Wagenladungen der Uranpechblende rechnet, und dann wieder mit Millionstel eines Milligramms.“

„Interessant mag das wohl sein,“ brummte der Apotheker. „Aber ist es zu irgend etwas gut und nützlich?“

Schweigend vertiefte sich der Hinkende in sein Glas. Dann begann er von neuem. „Die Radiumforschung bedeutet eine ganz neue Periode unserer chemischen Wissenschaft, und auf Eure Frage, Apotheker, will ich mit einer Gegenfrage antworten.“

„Ihr wißt doch als studierter Mann, wie der italienische Arzt Luigi Galvani vor einigen hundertzwanzig Jahren ein paar Froschschenkel mit einem Kupferdraht an ein eisernes Balkongitter hing, und dadurch der Entdecker des Galvanismus, der dynamischen Elektrizität, wurde. Damals konnte man ebenso fragen: zu was ist es gut und nützlich, ein paar Froschschenkel zucken zu lassen? Und ich frage Euch, Apotheker, führt nicht ein gerader Weg von diesen Froschgebeinen zu den elektrischen Lampen, den elektrischen Eisenbahnen und den riesigen Kraftstationen unserer Tage hin? Was hindert uns, eine ähnliche Entwicklung der Radiumtechnik für die nächsten hundert Jahre anzunehmen?“

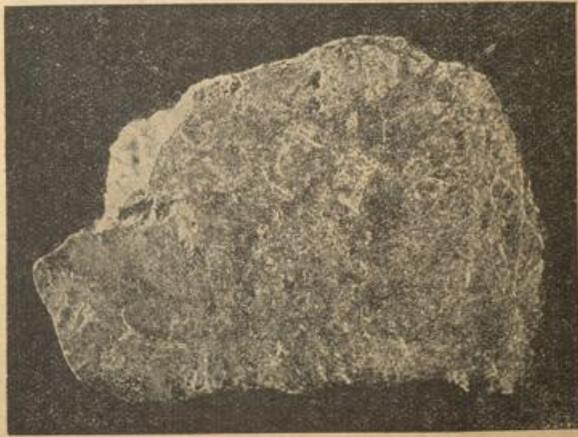
„So etwas Aehnliches wollten wir ja eigentlich auch einleiten,“ warf der Peter Fritz schüchtern ein, „indem wir unsere Quelle hier irgendwie radiumhaltig machten.“

„Ihr wolltet schwindeln, alter Freund,“ drohte der Hinkende zu dem Barbier hinüber. „Und auch da habt Ihr wieder eine Aehnlichkeit zwischen der

Geschichte der Elektrizität und derjenigen des Radiums. Als der Galvanismus noch ganz jung war stürzten sich auch zunächst berufene und unberufene Heilkünstler darauf und wollten mit der neuen geheimnisvollen Kraft ihre Mitmenschen von allerlei Leiden kurieren. Genau so geht es auch jetzt wieder. Gewiß kann das Radium in manchen Krankheitsfällen ebenso nützlich sein, wie die Elektrizität. Aber es geht zu weit, wenn man nun tausend Dinge mit Hilfe des Radiums zu behandeln und zu heilen versucht. Die große Zukunft des Radiums und der radioaktiven Substanzen, der strahlenden Stoffe, liegt auf einem andern Gebiet.“

„Also schießt los, Hinkender,“ riefen Apotheker und Barbier ungeduldig. „Erzählt uns endlich Genaueres von dem geheimnisvollen Stoff.“

„Nun wohl, wir waren bis zur Uranpechblende gekommen. Mit dieser befaßten sich im Jahre 1904 die berühmtesten Chemiker der Strahlungsfor-“



Tageslicht-Photographie.

ebenfalls, Rutherford in England und Soddy in Schottland. Sie vermuteten, daß das Uran der eigentliche strahlende Stoff sei, und schieden nun eben das Uranmetall mit allergrößter Sorgfalt in vollkommen chemischer Reinheit aus der Pechblende aus.“

„Und dann machte sie die verblüffende Entdeckung, daß die Schmelzenreste der Blende, die dabei übrigblieben, viel strahlender und radioaktiver waren, als die Uranmasse, daß die strahlende Mittel wo anders sitzen müsse.“

„Und dann bearbeiteten sie eben diesen Rest auf neue und zogen nach den chemischen Verfahren, die unser Apotheker ja doch auch kennt, ein anderes Metall, das sogenannte Barium aus dem Rest und sie bekamen aus 1500 Kilogramm Pechblende ein zwei Kilogramm Barium, in dem nun tatsächlich die ganze Strahlung, die ganze Radioaktivität zu finden schienen. Wenn sie diesen Bariumblock über eine photographische Platte legten, so erhielten sie schon nach Minuten eine Schwärzung, während ein gleich großes Stück Blende ebensovielen Wochen dazu brauchte.“

„Und nun wurde dies Barium weiter bearbeitet. Ihr wißt wohl, Apotheker, daß das beste Mittel, zwei Stoffe zu trennen, die Kristallisation ist. Wenn Ihr Zucker und Salz zusammenmischet, so bringt der Teufel so leicht nicht wieder auseinander. Aber wenn Ihr die Mischung mit Wasser anrührt und dieses dann im Zeitraum einiger Wochen ganz langsam verdunsten laßt, so findet Ihr im trockenen

Rückstand sorgfältig geschieden würfelförmige Kristalle, die reines Kochsalz enthalten, und daneben reine Zuckerkristalle."

"Ich weiß, ich weiß," warf der Apotheker gewichtig ein. "Durch solche Kristallisation ist es schon öfter gelungen, Stoffe, die man bisher für einfache hielt, in ihre Bestandteile zu zerlegen. Ich erinnere mich, daß man durch die Kristallisation schon manchen neuen Körper entdeckt hat."

"Ganz recht," fuhr der Hintende fort. "So gingen die Curies in Paris nun auch mit dem gewonnenen Barium vor. Sie stellten daraus zunächst auch das Bromsalz, das Bariumbromid, her und lösten das Salz in Wasser. Monate und Jahre hindurch kristallisierten sie diese Lösungen und das Ergebnis dieser mühseligen Arbeit war schließlich ein drittel Gramm, eine kleine Messerspitze, eines Stoffes, der nun die gesamte Strahlung enthielt und für welchen der Name Radium (vom lateinischen radius, der Strahl) gewählt wurde."

"Da haben wir also endlich das Radium," stöhnte der Peter Fritz in komischer Verzweiflung. "Das war eine schwere Arbeit. Gebt mir darauf einen Schoppen, Löwenwirt."

"Peter Fritz, wenn Ihr so weiter an des Löwenwirts Marktgräser saugt, werdet Ihr schließlich noch selber durch und durch radioaktiv werden," warf der Apotheker ein.

"Ich glaube wirklich," meinte auch der Hintende, "daß man dem Peter Fritz nächstens keine photographische Platte auf die Nase legen darf. Wenn er im letzten Eisenbahnkuppe sitzt, braucht der Zug keine rote Schlußlaternen mehr."

"Aber kehren wir zu unserer Geschichte zurück. Wir haben jetzt aus tausendfünfhundert Kilogramm Uranpechblende, die etwa tausend Kilogramm Uran enthalten, ein drittel Gramm Radium gewonnen. Nun erst geht die eigentliche Radiumforschung los. Nun erst kann man das Radium genau untersuchen. Es zeigt sich, daß dieser Stoff beständig allerlei Dinge von sich fortgeschleudert. Unendlich kleine Massenteilchen, die elektrisch geladen sind, werden zu Millionen in jeder Sekunde in den Raum geschleudert und zwar mit Geschwindigkeiten von etwa viertausend Kilometern in der Sekunde. Man untersuchte, man prüfte weiter und man fand, daß diese kleinen Teil-

chen, die dort fortgeschleudert werden, die elektrisch geladenen Atome eines Gases sind, welches die Chemie schon anderswoher kennt, und welches Helium heißt (vom griechischen helios, die Sonne), weil man es zuerst in der glühenden Sonnenatmosphäre entdeckt hatte. Diese vom Radium ausgeschleuderten Teile verlieren nach einiger Zeit ihre elektrische Ladung und dann findet die Forschung das reine Helium an Stelle der wunderbaren Strahlung.

"Und nun kommt im Jahre 1906 die große Erkenntnis. Man begreift, daß das Radium ein zerfallender Körper ist. Während man seit Jahrhunderten annimmt, angenommen hat, daß jeder Grundstoff unveränderlich sei, und unveränderlich bleibe, solange die Welterschöpfung steht, findet man jetzt einen Stoff, der selbsttätig zerfällt, zerfällt in elektrisch geladenes Helium und in ein feines, erst recht scharf strahlendes Gas, für welches die englischen Physiker den Namen Emanation, d. h. die Ausstrahlung oder Ausströmung, geprägt haben.

"Man entdeckt den Zerfall eines Elementes, und nun geht die Forschung mit Riesenschritten weiter."

"Hintender, Eure Phantasie geht mit Euch durch," rief der Apotheker. "Wenn Elemente zerfallen können, dann hört ja alles auf, dann könnte ja aus Silber auch schließlich Gold werden und die Zeiten der alten Alchymisten, der Metallverwandler, kämen wieder."

"Sie kommen wieder, verlaßt Euch darauf, Apotheker," rief der Hintende. "Freilich kann aus Silber nicht Gold werden, aus dem Leichteren nicht das Schwerere. Wohl aber umgekehrt. Wirft doch Professor Soddy in einem seiner sechs berühmten Vorträge über das Radium direkt die Frage auf: ob das Silber nicht ein solches Zerfallprodukt des Goldes wäre."

"Jetzt wird mir die Sache zu spanisch," rief der Apotheker. "Jetzt kann ich Euch nicht mehr folgen."

"Ihr werdet Euch an die neue Forschung und an ihre Ergebnisse gewöhnen müssen, Apotheker, und damit Ihr Gelegenheit habt, Euch die Dinge einzuprägen, will ich Euch diese Tabelle hier lassen, welche die Entwicklungsgeschichte der Materie vom Uran bis zum Blei enthält. Ihr findet hier die Stoffe, findet ihre Menge, bezogen auf tausend Kilogramm Uran, und findet die Lebensdauer der einzelnen Substanzen."

Mit diesen Worten überreichte er dem Apotheker die nachstehende Tabelle:

	Lebensdauer:	Menge:
Uran	7 500 000 000 Jahre	1 000 000 000 mg (= 1 Tonne)
Radium	2 500 "	333,3 mg (= 0,3 Gramm)
Emanation	5,3 Tage	ein fünfhundertstel mg
Radium A	4,3 Minuten	ein millionstel mg
Radium B	38 "	neun millionstel mg
Radium C	30,5 "	sieben millionstel mg
Radium D	17 Jahre	2,3 mg
Radium E ₁	9,5 Tage	ungefähr vier tausendstel mg
Radium E ₂	7 "	ungefähr vier tausendstel mg
Radium F	203 "	ein vierzehntel mg
	(Polonium)	
Radium G	gleich Blei.	

„Nach Eurer Tabelle wird also aus dem Uran erst Radium und dann allerlei anderes und schließlich gewöhnliches Blei?“ fragte der Apotheker erstaunt.

„So ist es,“ erwiderte der Hinkende. „Es steht heute fest, daß ein bekanntes Element, nämlich das Uran, sich unter fortwährender Ausschleuderung eines anderen bekannten Elementes, nämlich des Heliums, schließlich wiederum in einen altbekannten Stoff, nämlich in Blei verwandelt. Das allein ist schon eine Entdeckung von eminenter Wichtigkeit.“

„Ich danke! Es genügt!“ rief der Apotheker. „Löwenwirt, gebt mir auf diesen Schreck noch einen Schoppen Ertrafeinen. Da kann ich ja damit rechnen, daß ich in den Krufen, in denen ich die teuren Uransalze aufbewahre, nächstens gemeines Blei vorfinde. Das kann ja eine nette Geschichte werden.“

„Regt Euch nicht unnötig auf, Apotheker,“ beruhigte ihn der Hinkende. „Euer Uran wird zweifellos zu Blei. Aber der Vorgang dauert gut und gerne 7 1/2 Milliarden Jahre. Ihr habt Zeit, die Apotheke inzwischen gewinnbringend zu verkaufen. Und dann vergeßt das eine nicht. Diese Umwandlung bedeutet keinen Verlust. Ein Kilogramm Uran kostet rund 40 Mark. Das soll zugegeben werden und ebenso, daß ein Kilogramm Blei für etwa vierzig Pfennig zu haben ist. Aber der Verlust von neununddreißig Mark und 60 Pfennigen erstreckt sich leider über Milliarden Jahre.“

„Leider, sagt Ihr,“ rief der Apotheker entrüstet. „Gott sei Dank, daß die Geschichte so lange dauert.“

„Ich sage mit Absicht »leider«,“ erwiderte der Hinkende unbeirrt. „Denn über denselben Zeitraum erstreckt sich ja auch die Energiestrahlung, die Ausströmung von Arbeit in Form von Elektrizität, von Wärme und Atombewegung. Diese Arbeitsmenge, die das Kilogramm Uran bis zu seiner Verwandlung in Blei ausstößt, ist ganz gewaltig. Sie entspricht ungefähr derselben Arbeit, die bei der Verbrennung von 300 000 Kilogramm Steinkohle frei wird. Rechnen wir das Kilogramm Steinkohle auch nur zu 1 1/2 Pfennig, so entspricht das Kilogramm Uran einer Energiemenge, die wir in der Steinkohle für etwa 4 500 Mark kaufen. Gelingt es uns also einmal, und das wird gelingen, diese Energie der zerfallenden, d. h. der radioaktiven Materie nutzbar zu machen, so stehen unserer technischen Entwicklung noch ganz ungeahnte, schwer ausdenkbare Dinge bevor. Könnten wir diese Arbeit in beliebig kurzer Zeit aus dem Stoffe ziehen, so würde die Energie einer Tonne Uran reichlich hundertmal so viel Wert für uns haben, als heute der Preis des Urans selber beträgt. Energie, Maschinenarbeit würde hundertmal so billig werden, wie sie heute ist, und die Menschheit würde an Probleme herangehen können, die heute undurchführbar sind. Sie könnte alle Wästen bewässern, könnte die Pole erwärmen, könnte unzählige neue Lebensmöglichkeiten schaffen.“

„Alle Wetter!“ rief der Peter Fritz. „Ihr redet wirklich recht kühn. Glaubt Ihr denn selber an

solche Möglichkeiten? Das ist doch wohl alles recht starke Zukunftsmusik.“

„Ich will Euch einmal etwas sagen, Peter Fritz,“ rief der Hinkende. „Es gab einmal eine Zeit und sie liegt nur wenige Jahrtausende hinter uns, da schaute die Menschheit verständnislos einem Waldbrande zu, den ein Blitz oder ein Vulkan entfacht hatte. Sie empfand nichts anderes dabei, als blasse Furcht. Und heute haben wir das Feuer zu bändigen gelernt und lassen es langsam oder schnell brennen, gerade so, wie wir es für die tausend Zwecke unserer Technik und Industrie benötigen. Und ich sage Euch, die Kohle unserer Zukunft wird das Radium sein, wird, noch allgemeiner gesagt, die strahlende Masse überhaupt sein. Denkt Euch, Peter Fritz, daß es einer kommenden Wissenschaft gelingen könnte, einen gewöhnlichen Kieselstein, wie ihrer so viele wertlos auf dem Felde liegen, zu nehmen und durch irgendeinen gewaltigen elektrischen Stoß zum Atomzerfall zu bringen, ihn in Lichtäther zu zersplittern. Dann könnte dieser einfache Stein tagelang eine Großstadt beleuchten. Er könnte einen Dzeandampfer von Europa nach Amerika treiben, er könnte unendlich viel nützliche Arbeit verrichten.“

„Ein gewöhnlicher Kieselstein?“ staunte Peter Fritz und kratzte sich nachdenklich den Kopf.

„Ein gewöhnlicher Kieselstein,“ erwiderte der Hinkende, „kann uns eine Quelle der Energie und des Wohlstandes werden, wenn die Radiumforschung sich so weiter entwickelt, wie sie bisher begann, wenn sie erfüllt, was sie schon jetzt verspricht. Wir dürfen wohl hoffen, daß das Radium einen neuen Abschnitt unserer Technik und Kultur einleiten wird. Und wenn es nichts anderes täte, als die Tausende von Bergarbeitern zu erlösen, die heut in finsterner Tiefe die Kohlen brechen, so hätte es schon unendlich viel getan.“

„Aber noch mehr dürfen wir erwarten. Wir dürfen hoffen, daß das Radium die Menschheit noch viel mehr vom Zwange körperlicher Arbeit erlösen wird, als es die Kohle vermochte. Wir dürfen hoffen, daß in einem kommenden Zeitalter der Radiumtechnik noch viel mehr Raum für die geistige Betätigung und für die Pflege des Schönen und Guten vorhanden sein wird als heut.“

Bei diesem Ausblick füllte der Löwenwirt noch einmal die Gläser und dem Hinkenden ward von den Freunden dankbar Abschied getan. Er hatte ihnen eine schwere Kopfarbeit heute zugemutet, aber auch eine nutzbringende, denn sie wissen seitdem, was es mit dem Radium für eine Bewandnis hat.

Lebenskämpfer und Lebensarbeiter.

Ein weiteres Gespräch mit dem Hinkenden von Wilhelm Schlang.

Dem Hinkenden ist ein Gärtlein zu eigen, wie man's nur noch in Kleinstädten trifft, — ein Gärtlein von fröhlich-ungekünsteltem Wachstum, durch altertümliches Mauerwerk von geräuschvollem Aussehen geschieden, also daß man darinnen ungestört den Erheiterungen des Gemüts und stillem Nach-

Denken sich widmen kann. Der Hintende weiß der- gleichen zu schätzen, — die Unterhaltungen im „Löwen“, von denen der geneigte Leser weiß, spart er sich meist für den Abend auf — am Vormittag hat der Hintende gern seine betrachtstamen Stunden und man trifft ihn da leicht in einer mehr feierlichen als fröhlichen Stimmung an. Heute kam der Frühling hinzu, Sonne und sanfte Luft, um dem alten Hintenden das Herz jung und sonntäglich zu stimmen. Wenn er von seinen Büchern und Schriften sich abkehrte, sah er mit liebevollen Augen die blühende Jugend der Gartenbäume und den klarblauen Himmel darüber, als wäre das alles etwas Neues, Niegesehenes für ihn. Und mit einem Herzen voller Dankbarkeit kehrte er zu seiner Morgenbeschäftigung zurück. Am Gartentisch sitzend vor dem Buche, das fast die ganze Breite dieses Tisches einnahm, von der Natur zu sprechen und dem geistigen Gesell- schafter abwechselnd ge- schäftigt, bot der Alte das Bild eines weisen Ge- lehrten.

Wieder einmal aus seiner Herkommenheit ausblickend, erwarbte der Hintende seinen frühen Gast und bot ihm ein wahres Feier- geslacht als Gruß.

„Hintender,“ sagte ich, was ist's für eine Mor- genandacht, die Ihr da allet? Man findet Euch süß auf und Euer Ant- lich ist die Zufriedenheit über!“

„Das macht der Um- ang,“ versetzte der Nie mit einem lächelnden Sei- endblick auf das Buch. Wißt, daß ich schon über in Stuhllein mit meinem

Heilungshelden zusammen bin, mit dem Tapfersten er Tapfern, dessen Wesen auf uns herableuchtet wie das goldene Licht dieses Frühlingmorgens. Seht, Ihr ihn kennt!“

Ein Blick über den Gartentisch, von dem der Hintende mit seinem Stieffuß ein wenig zurückgetreten war, und allsogleich war ich von der aufgeschlagenen Seite des Buchs gefesselt. Sie zierte das eindrucksvolle, ehrentheuerliche Bild eines Herrschers und Welten, den die Welt zu ihren größten Männern zählt. Welcher Kopf voll Tateninn! Ein Augenpaar über der kühnen Ablersnase, wie das eines zürnenden Gottes! Die Lippen, wie von herbster Erfahrung zusammengedrückt; ein Kinn, das höchste Selbständig- keit des Wesens und Strebens verrät! Der einfache Soldatenrock, mit einem Ordensstern geschmückt, bringt den mächtigen Ernst dieser Gestalt vollends

zum Ausdruck. Von dem Dreispitz auf diesem Haupte geht ein Zauber aus, wie von einer Krone. Welche Strenge in dieser Erscheinung! Jede Sehne ein Königs- wille — und doch muß man diese Erscheinung lieben.

„Hintender,“ rief ich, „zeigt vielen Tausenden diese Menschenzeichnung und sie werden eine Antwort haben: der Alte Frit! Und sähen sie diese Züge zum ersten Male und ohne alle Erklärung, sie fühlten's doch gleich heraus: das ist er!“

„Wenn die Taten eines längst Abgeschiedenen uns zu Begeisterung und Dankbarkeit verpflichten, so sind's die seinen,“ erwiderte der Hintende. „Hier (und der Hintende wies auf das Buch, das mit anziehendem Bild- und Schriftwesen ausgebreitet vor uns lag) hier lass' ich



Friedrich der Große.

mir sein Heldenleben wie- der einmal vergegenwärtigen. Aus Schlachtenbericht und Friedensschilderung wächst er gewaltig hervor, ein Deutscher vom Scheitel bis zur Sohle, ein Mann und Fürst, der nicht seines- gleichen hat. Sie heißen ihn den Großen. Aber nicht Erbe und Beruf erhoben ihn weit über die andern. Groß machten ihn der unerschütterliche Glaube an seine Bestim- mung hienieden, — die Stärke und Spannkraft seines Geistes, der vom Augenblick der Reife an immer die Herrschaft auch über die feindlichsten Schicksale behalten hat. Stellt Euch die Tage von Hochkirch und Kunersdorf vor Augen! Der Staat Friedrichs II. gilt für ver- loren; preussische Landes- gebiete sind in Feindes- hand, Kriegskasse und Heer- kraft erschöpft; Mars selbst, der Schlachtengott, scheint mit dem Österreicher, Russen und Franzmann sich gegen den König verschworen zu haben. Aber just wie ihn das Verhängnis am schwersten heimsucht, steht Friedrich wieder heldenhaft auf. Aus einem siebenjährigen Krieg geht er ruhmvoll hervor, an- gestaunt von dem Jahrhundert, das ihn befehdete. Der Staat, für den der große König zu duzendenden Malen sein eigenes Leben gewagt hatte, war gerettet, war jetzt eine europäische Macht, eine Großmacht. Neue Kriegsgefahr bannte der kluge Geist, den auch die feinsten Diplomatenkünste von Wien und Ver- sailles nicht verwirren konnten.

„Aber nicht Waffentaten allein haben den Preußen- könig unsterblich gemacht. Sein Leben war reich an nützlicher Friedens- und Kulturarbeit. Der Boden, getränkt vom Blute des Kriegs, gab goldene Ernten;

die Märkte belebten sich, allenthalben hörte man die Webstühle gehen und ein steigender Wohlstand förderte die Geschäfte des Kaufmanns. In Schule und Gerichtsstube hinein wehte der Hauch einer aufgeklärteren Zeit; Jagdplage und bäuerlicher Frondienst wurden gemildert, und mit der Abschaffung des unmenschlichsten aller Strafverfahren, nämlich der Tortur, hat Preußen den Anfang gemacht. Kirchliche Streitigkeiten sollten ein Ende haben; in meinem Staate, so schrieb Friedrich einmal, mag jeder nach seiner Fassung selig werden. Ein braves Wort, ein Königswort. Und ein andermal sagte der Fürst: Da, wo das Recht spricht, hat der König zu schweigen, und er gab dem Recht in einem freieren Gesetzbuch eine starke Stütze. So seht Ihr aus allen Handlungen Friedrichs einen mutigen, großen, schaffenden Geist hervortreten.

„Und doch,“ warf ich jetzt ein, „hat es auch diesem an strengen Richterstimmen nicht gefehlt, und es gibt Augenblicke, wo sein Wesen etwas Herrisches und Unzugängliches hat, wo unter jenem großen Ordensstern kein Herz zu schlagen scheint, wo sein Gedächtnis unsere Huldigungen kühl und rauh anweht. Ist es nicht so, Hintender?“

Der zeichnete nachdenklich mit seinem Krückstock etliche Kreise in den Garten sand (er hat das mit dem Alten Fritz gemein, daß er von seinem Krückstock schier unzertrennlich ist). Und nachdem er mich eine Weile stumm betrachtet, sagte der Hintende: „Gelegentlich hat ein weiser Mann den Ausspruch getan, die Fehler eines Meisters kämen allemal von der Meisterschaft her. Ein Satz, wie erdacht für meinen Lieblingshelden! Aber wo ist der Mann, an dem wir nicht zuzeiten das Unzulängliche aller Menschenatur empfinden? Der nicht diesem oder jenem Irrtum verfiel? Ihr sprecht von der Härte des Alten Fritz, aber Ihr müßt auf den Anfang sehen! Denkt an Friedrichs Jugend, an die engherzige Abrihtung durch den Vater, an den mißglückten Fluchtversuch. Denkt an den unglücklichen Vertrauten seiner Pläne, den der Born eines mitleidlosen Königs vernichtete! Konnte der Urteilspruch, der über das Leben des Leutnants Katte entschied, nicht auch eine Saite im Herzen Friedrichs zerstört haben? Mit der Erfahrung einer drangvollen Jugend, die uns den Helden und Fürsten erst ausgebildet hat, sind auch die bitteren Tropfen in sein Blut gekommen, die Ihr tabelt. Wir fänden leicht noch andere Seiten seines Wesens heraus, die uns fremd berühren. Wir wollen ja aus unserem Alten Fritz keinen Heiligen machen, obwohl es auch heute noch vielen Leuten gefällt, wenn man die Fürsten zu Halbgöttern erhebt. Halten wir uns also ans Ganze und bleiben wir, um mit dem alten Goethe zu reden, gut fritsch gestimmt. Es tut dem Andenken des großen Preußenkönigs wahrlich keinen Eintrag, daß auch er seine Grenzen in der Zeit und in Zeitanfichten hatte. In vielem ging er dafür den Mächtigen dieser Erde voran. Manches Vorurteil schlug der königliche Krückstock (der Hintende tat eine gewaltige Bewegung mit dem seinen), wie das Heldenschwert bei Roßbach und Leuthen die

Preußenfeinde schlug. Hätte doch Friedrich auch allen Köpfen ein Ende machen können! So aber wachien sie, insonderheit die Beamtenköpfe, heute noch lustig fort wie das Unkraut, nicht nur im Preußischen, und viel unnützer Kram steht fröhlicher Taktakt im Weg, so daß der Hintende oft laut in die Welt rufen möchte: Ist kein Friedrich da? Schon einmal hat sein Andenken den deutschen Völkern Heil gebracht. Ihr wißt von der Schulbank her, wie unfähiger Nachfolge des Preußenkönigs Erde mißbraucht und verderbt hat. Vielleicht hat er's noch geahnt, denn es heißt, daß Friedrich in seiner letzten Zeit oft in sorgenvoller Menschenscheu auf der Schloßterrasse von Sanssouci wandelte, mit Augen wie einer, der Gemwöl aufsteigen sieht. Es waren Stunden, wo die geliebte Flöte ihn nicht mehr erheitern konnte, wo die Gegenwart des sonst geliebten Windspiel ihm lästig ward. . . Als Friedrich II. starb — war am 17. August 1786 — blieb im benachbarten Musikzimmer die goldene Spieluhr stehen. Bald stockte die ganze Staatsmaschine, wie jenes Uhrwerk, weil der Geist dessen fehlte, von dem sie Antie und Leben hatte. Uble Haushalter, völlig unabhän dem Wesen Friedrichs und seines wackern Vaters, vergendeten den Staatsschatz und arge Zeiten kamen über Volk und Land. Preußen brauchte die Demütigungen der Franzosenzeit, ehe es im Alten Fritz seinen Nothelfer und Lehrmeister wieder fand. Von ihm lernte ein neues Geschlecht Anspannung der Kräfte, Hingabe des ganzen Menschen an eine große Sache, vaterländischen Opfersinn. Glaubt Ihr nicht, daß die Helden von 1813, mögen sie nun Körner, Schill oder Nettelbeck heißen, von unserem Alten Fritz erzogen worden sind? Erzogen von seinem Wesen und starken Willen, von seinem Pflichtgefühl, nach dem auch der König nichts anderes sein konnte als der erste Diener im Staat? Den drangvollen Tagen deutscher Geschichte ist Friedrich der Einzige Licht und Leuchte gewesen, und wie wir's auch immer anstellen wollen, wir Nachlebenden bleiben sein Schulbner, denn er hat uns Deutsche überhaupt erst zu Staatsbürgern gemacht.“

Eine gute Weile war es zwischen dem Hintenden und seinem Gaste ganz still. Jeder sann dem Lebenswerk des Mannes nach, dessen blaues Strahlen aus der Vergangenheit zu uns herübergeißelt, ernsther und doch so teuer Mahner. „Hintender,“ sagte ich schließlich, „Ihr habt Euren Lieblingshelden in den Kalender gesprochen. Unbewußt kehren wir zu dem holden Brauche zurück, jahresweis dem Andenken auserlesener deutscher Männer eine Prädachtsübung zu widmen. Wenn das Jahr 1912 im Anfang steht, werden zwei Jahrhunderte verfloßen sein, seit der größte und volkstümlichste aller Hohenrollen unsrer Nation geschenkt ward. Mit dem Bilde des Alten Fritz vor Augen mag der Deutschn ins kommende Jahr eintreten. Denn im Andenken menschlicher Größe fühlt man sich heiter und arbeitfreudiger werden, ob man auch nur eine kleine, schlichte Bestimmung in dieser Welt erfüllen kann.“



„Hinkender.“ fuhr ich fort, „Ihr habt die größte unserer Jahrhundert-Erinnerungen vorweggenommen. Aber das ist der Erfolg bürgerlicher Lebensleistung, daß sie auch neben den Handlungen der Großen dieser Welt bestehen kann. Die Tätigkeit des Pflugs und der Werkstatt ist für die ringende Menschheit mindestens so wichtig als Waffendienst und Staatslenkung.“

„Der (ergänzte der Hinkende) eines kann ohne das andere nicht sein. Ist wirken sie unversehens zusammen und tun Amboß und Feueresse der Staatskunst den wichtigsten Dienst.“

„Da weiß ich Euch ein Beispiel, Hinkender! Wer hat nicht schon von den Kruppischen Werken gehört? Ein Unternehmen, dergleichen es auf der Erde nicht mehr gibt. Der Alte Fritz hat Preußen groß gemacht; die Kruppischen Fabriken haben uns das neue Reich schaffen helfen. Ihr meint, das sei etwas viel Bildlichkeit, und doch ist ein wahrer Kern darin. Hinkender, Ihr erlaubt, daß ich Euch eine Frage vorlege! Wer gab dem kriegerischen Geist unseres Volkes und seinen Führern die besten Werkzeuge in die Hand?“

Der Alte mit dem Stelzfuß brauchte sich nicht lange zu befragen: „Ich weiß, wo Ihr hinauswollt! Wer anders als Krupp mit seinen Kanonen! Vielleicht wäre ohne sie der Krieg von 70/71 nicht gewonnen worden.“

„Da habt Ihr recht, Hinkender. Aber auch die Kruppische Erfindungsgabe ist uns nicht vom Himmel gefallen. Nur zähstes Ausharren in der Arbeit, erfolgreicher Kampf mit tausend Widerständen brachte eines Schlachtenwerkzeug zuweg. Mit verbesserten Gewehrläusen fing Krupp an; als er aber eine Musterjendung seiner Flintenläufe nach Berlin ans Kriegsministerium schickte (es war ums Jahr 1845 herum), was glaubt Ihr, Hinkender, was sie mit den neuen Dingen machten?“

„Das denkt einer nicht aus, was alles an den grünen Tischen möglich ist,“ sagte der Hinkende und tat einen nachdenklichen Zug (denn er hatte sich nach der Rede auf den Alten Fritz seine Morgenpeise angesteckt).

„Unserems ist nicht mit dabei gewesen; aber man darf es schon glauben, daß sie in Berlin die Sendung des Krupp gar nicht öffneten. Dafür soll nachher die französische Regierung den Essener Feuerwaffen große Aufmerksamkeit geschenkt haben. Bald nachher hatte Krupp in Berlin schon etwas mehr Glück, denn er bekam ein glänzendes Zeugnis für ein Vorderladergeschütz. Und dann schickte er auf die Londoner große Ausstellung eine Sechspfünderkanone aus Gußstahl, dieselbe, die jedermann heute noch im Berliner Zeughaus sehen kann, wo sie den verdienten Ehrenplatz hat. Es gab ein großes Aufsehen, und die Folge war, daß Prinz Wilhelm von Preußen, der spätere Kaiser, den Kruppischen Werken einen Besuch machte. Ihr seht, der schlichte Arbeitsmann kam langsam zu Ehren; ja der Franzosenkaiser machte ihn zum Ritter der Ehrenlegion, woraus man fast

schließen könnte, daß der Ruhm vieler Deutscher zuerst durchs Ausland geht. Die Ägypter hatten in den fünfziger Jahren einen gescheiterten Einfall und ließen sich von Krupp sechshunddreißig Geschütze kommen. Flugs taten es ihnen die Preußen nach und bestellten dreihundert Feldkanonen auf einmal. Diese Waffen, Hinkender, haben anno 64 den Dänen Respekt vor preussischer Artillerie beigebracht. Denkt nur an Düppel und Alsen! Nun ging es aber auch mit dem Kruppischen Unternehmen mächtig voran und es bewahrheitete sich der Spruch, daß dem Tätigen das Glück hilft; aus der Kanonenwerkstatt wurde die größte Gußstahlfabrik der Erde, so daß heute die Essener Betriebe etwa dreißigtausend Arbeitern und viertausend Beamten Verdienst geben. Nun kommen aber noch dazu die vielen Zweigunternehmungen, Arbeitsplätze an der See für den Schiffbau, Kohlenzechen und Eisensteingruben, Hochofenanlagen und Schießplätze, und wir kommen dann auf ein Arbeiter- und Angestelltenheer von über fünfzigtausend Menschen.“

„Das sind ja doppelt so viel Leute, als der Alte Fritz damals bei Rossbach ins Feuer schicken konnte!“
„Hinkender! an Euch ist ein Geschichtsprofessor verloren gegangen. Aber sagtet Ihr nicht vorhin, da vom großen Preußenkönig die Rede war, man müsse auf den Anfang sehn? Stellt Euch vor, daß das Kruppische Fabrikwesen ursprünglich eine kleine Hammerschmiede von unsicherem Bestande war. Der Vater unseres Krupp — Friedrich mit Vornamen —



Alfred Krupp, geb. 1812.

machte eines Tages eine kleine Fabrik daraus, worin er einen ausgezeichneten Gußstahl herstellte, dem es jedoch erging wie vielen schönen Sachen in der Welt, die viel gelobt und wenig gekauft werden. Das einstädtige Werkhaus ist noch vorhanden, heute rings umschlossen von gewaltigen Maschinenfälen und Rauchfängen, von Verwaltungsgebäuden und Fürsorgehäusern. Friedrich Krupp, der Stammvater des Unternehmens, beschloß früh ein Leben voll Fleiß, Sorge und oft getäuschter Hoffnung; herzlich setzte sein Ältester das Geschäft des Vaters fort. Auch unser Alfred war durch eine harte Schule gegangen; es hatte Monate gegeben, wo Brot, Kartoffeln und Kaffee die einzige Nahrung der Familie bildeten. Wie hätte man sonst die vier Arbeiter auszahlen sollen, deren jeder einen Wochenlohn von einem Taler und fünfzehn Silbergroschen bezog! Denkt Euch, Hinkender, daß anfangs der dreißiger Jahre das Fabriklein oft nicht Geld genug hatte, um die Ver-

sendungskosten für seine Münzstempel aufzubringen, so daß Alfred Krupp die Ware zu Fuß nach Düsseldorf hinüberbrachte. Die härtesten Feinde menschlichen Wollens, Vermögenslosigkeit und Mißtrauen der Welt, standen gegen Krupp; aber er legte alle Kraft in seinen Beruf und arbeitete sich von Stufe zu Stufe zum Beherrscher eines Wirtschaftskörpers sondergleichen empor. Als der Kanonenkönig am 14. Juli 1887 starb, hinterließ er seinem einzigen Sohne ein wohlgeordnetes Besitztum, ein wahrhaft königliches Erbe. Man soll aber nicht glauben, der Alte von Essen habe nur ans Erwerben gedacht. Durch gute Werke hat Alfred Krupp sein Andenken unter den Menschen befestigt. „Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein, dann bringt die Arbeit Segen.“ Das ist ein schönes Wort von ihm, und macht uns sein innerstes Wesen kenntlich. Und ein andermal sagte er: man ist seinen Gehilfen mehr schuldig als den Lohn. Sein hilfsbereiter Geist aber wirkte in den Erben fort, und auf den Kruppwerken entstanden jene Wohlfahrts-einrichtungen, die ebenso einzig in der Welt sind wie die Werke selber. Sofern nun der Hinkende nichts dawider hat, sei dem Kanonenkönig ein Ehrenplatz in unserm Kalender für 1912 angewiesen. So feiern wir dann auf unsere Weise eines wackeren Deutschen hundertsten Geburtstag.“

Der Hinkende war es zufrieden. „Wir bringen da zwei grundverschiedene Lebensgemälde zusammen,“ sagte er, „und doch drängen sich Vergleiche auf. Wie der Alte Fritz seinen Staat durch einen eisernen Willen, dem viele Tausende sich beugten, sichergestellt und ausgebaut hat, so ist der alte Krupp an seinem Werke fortschreitend tätig gewesen. Wir dürfen sie beide als Kämpfer und als Männer ehren, und so sollen sie nebeneinander in den Kalender kommen.“

„Da aber aller guten Dinge drei sind, Hinkender, so laßt uns noch einem dritten Deutschen Raum geben, dem auch etwas Erkenntlichkeit gebührt. Ihn, wie den Kanonenkönig, hat das Jahr 1812 geboren, und der Hinkende ist als Schwarzwälder und Kalendermann ein wenig mit ihm verwandt, wenn man so will. Es ist aber keiner, der etwa die hohe Staatskunst betrieben oder das Räderwerk der Fabriken in Bewegung gesetzt hat, und wenn Ihr in seine Werkstatt blickt, so ist es nur die Werkstatt eines deutschen Dichters. . . Kennt Ihr das Dorf Nordstetten, Hinkender?“

Der Alte mit dem Stelzfuß machte ein verschmitztes Gesicht: „Mir ergeht's wie jenem Dorfschulzen, der einmal gesagt hat: Ich könnte alles so gut behalten, wenn nur mein Gedächtnis besser wäre.“

„Nordstetten, Hinkender, ist ein stilles Schwarzwaldnest im Württembergischen, mit alten Bauernhäusern, die noch nicht von städtischem Wesen verdorben sind, und mit Menschen darin, denen vieles von der Bäterart verblieb. Wir gehen zusammen zwischen saubern Fachwerkbauten hindurch, gehen ein wenig am Berghang hin und stehen bald da, wo Nordstetten am schönsten ist, nämlich auf dem Gottesacker.“

Der Hinkende sah seinen Morgenbesuch groß an: „Ihr habt wunderliche Einfälle. Wollt von einem Menschenleben erzählen und fangt dort an, wo es allemal aufhört!“

„Wir kommen so von selbst zur Sache, Hinkender! In Nordstetten, daß Ihr's wißt, sind Anfang und Ende des Mannes beisammen, von dem wir reden wollen. Hier wurde er geboren; hier schläft er den ewigen Schlummer. Von diesem kleinen Schwabenort hat er sein Bestes mit in die Welt bekommen. Sein Schauen, Gefühl und Herzschlag kam von der Heimat. Seht, dieses Nordstetten läßt sich gar nicht denken ohne ihn. Und daß Ihr nicht lange zu raten braucht, Hinkender —“

Aber der sagte lachend: „Der Dorfschulz mit dem schlechten Gedächtnis hat ein lichtiges Augenblicklein. Es ist vom Berthold Auerbach die Rede.“

„So ist's, Kalendermann, und seine Laufbahn ist mir gegenwärtig wie die eines guten Freund's. Als Kind jüdischer Eltern, ihr neuntes, kommt Auerbach zur Welt. Er erlebt eine Jugend voll wunderlicher, wechselnder Geschichten und wird am Lyzeum in Karlsruhe, an derselben Schule, wo einst unser Hebel gewirkt hat, ein lernbegieriger Schüler. Da aber seine Eltern verarmt sind, muß er sich mit Stunden-gelohnen durchhelfen und an einem Freitisch essen, bekanntlich eine bittere Art der Lebensversorgung. Hernach will sich unser Auerbach zum Rabbiner vorbereiten, gerät aber in ein böses Geleis, — das heißt, er wird ein Umstürzler. Um ein wenig abzuschweifen. Es ist eine schöne Sache um den Patriotismus. Durch den großen Befreiungskrieg hatte er die Thronen retten helfen; jetzt strafe man ihn durch Bannfluch und Festungshaft. Dem Auerbach taten sie es auch an. Zwei Monate Festung, meinten sie, sei fast zu wenig dafür, daß einer das schwarz-rot-goldene Band trug und für ein großes deutsches Vaterland mit etlichen Freiheiten schwärmte. Man schaffte den jungen Mann — er zählte damals fünfundsiebenzig Jahre — nach dem Hohenasperg, den ihr ja kennt, Hinkender!“

„Nur von außen, gottlob! Das Juwendige ist nicht mein Fall. Wer von Karlsruhe nach Stuttgart reist, sieht rechter Hand das Berggejängnis droben stehen wie eine Festung. Der Schwabendichter Schubarth ist zehn Jahre lang hinter diesen Mauern gefesselt. Mit braunem Haar ging er hinein, mit weißem heraus. Wie die Welt nun einmal ist, haben sie ihm später im eigenen Land ein Denkmal gesetzt, und die Schwaben sind sehr stolz auf ihn. Die zehn Kerkerjahre machten den Schubarth fast berühmter als alle seine Schriften zusammengenommen.“

„Mit dem Auerbach wurde gnädiger verfahren; wie gesagt, er kam mit zwei Monaten weg. An dem Hohenasperg aber knüpft man seit alter Zeit ein artiges Rätsel. Hinkender, wenn Euch jemand fragt: welches ist der höchste Berg in Schwaben, so müßt Ihr sagen: Der Hohenasperg. Denn man braucht oft viele Jahre, mindestens etliche Monate, ehe man von droben wieder herunterkommt. . . Doch kehren wir zu

unserm Auerbach zurück! Wenn einer Verdruss von der Welt gehabt, so verläuft er die Sache am besten. Auch unser Sträfling tat eine Wanderung und zwar ins Norddeutsche hinein. Nicht etwa, weil er glaubte, die schwarz-rot-goldenen Bänder seien dort erlaubt (den Freis Reuter hatten sie nicht lange vorher wegen Bändertragens und ähnlicher Geschichten sogar zum Tode verurteilt, aber zu dreißigjähriger Festungshaft begnadigt!) — nein! der Auerbach wollte ein wenig Natur genießen und einen großen Roman fertig machen. Einmal kam er ins Siebengebirg und der Rheinstrom und die alten Burgen und freundlichen Siedelungen hielten den Dichtersmann fest. Sein



Berthold Auerbach.

Lieblingsplätzchen aber war eine große Buche bei Blittersdorf. Dort hat unser Auerbach die ersten Anfänge jener Schwarzwälder Dorfgeschichten niedergeschrieben, die ihn später so berühmt gemacht haben.“

„Und die ihm auch heute noch einen Ehrenplatz sichern unter den Männern des deutschen Schrift-

tums,“ setzte der Hinkende mit abermaligem Aufleuchten seiner großen Augen hinzu. „Wenn das meiste von ihm vergeht, die Dorfgeschichten werden bleiben.“

„Ein Rabbiner oder ein Rechtsgelehrter, wie er es vorhatte, wurde Auerbach nicht. Er entschied sich für die Schriftstellerei. Es ist das ein mutiger Entschluß, wenn man in der Wahl seiner Eltern nicht vorsichtig war, und auch unser Auerbach mußte anfangs sein Brot sauer erwerben. Durch unermüdete Arbeit aber befestigte er seine bürgerliche Stellung, und ein Kalender, den er herausgab — der „Gewattersmann“ war er getauft — half redlich zum Unterhalt des jungen Hausstands. Um nicht weislich zu werden, sei gesagt, daß Auerbach, bevor er ins Schwabenalter trat, einen Namen hatte. Und wieder nach einem Weilchen war der Schwarzwaldsohn aus Nordstetten der Liebling des lesenden Volks, und die Stadtmenschen, die früher hochmütig auf die Leute vom Dorf herabgesehen hatten, fanden auf einmal, daß man sich an diesen Leuten in Tuchwams und Nieder eigentlich gar nicht satt sehen könne, und machten große Augen, wie der Maler Reinhard, als er zum erstenmal des Wadewirts Tochterlein, dem Lorle, begegnete. Wenn nun einer eine Berühmtheit ist, so kann er nicht nur Komplimente hören, daß ihm der Kopf schwindlig wird, sondern es will bald alle Welt Anteil an ihm haben, und selbst die Bornehmsten dieser Erde laden ihn zum Tee, ja sie laden ihn zur großen Tafel, und es geniert sie gar nicht, daß dieser gleiche Mann einmal — nun, wir wollen nicht noch einmal auf die alten

Geschichten vom Hohenasperg zurückkommen. Wenn einer zu großem Ansehen kommt, so sind aber auch die Neider da, und diesmal klügelten sie heraus, wie sie dem Dichtersmann könnten seine Kinder schlecht machen. Sie gingen also hin und sagten: Der Auerbach hat Euch mit seinen Schwarzwäldern was vorgemacht; es sind gar keine richtigen Bauern und Bauernmeibele. Nur die Kleider sind echt; was drunter steckt, sind Geschöpfe einer feinern Welt. Und den einen war der Auerbach zu redselig und den andern zu empfindsam, und wieder andere verschrien ihn als eitel, weil er die Freude über den Erfolg seiner Arbeit nicht verbergen konnte. Er aber handelte nach seiner Bestimmung und war bis ans Ende zur Erheiterung und Erbauung der Menschen tätig. Die Zahl seiner Werke wuchs mit der Summe seiner Jahre, deren er siebzig zählte, als er von uns ging. Auf fremder Erde, unter fremdredenden Menschen starb er an einem Februartag des Jahres 1882. Die Leiche des tiefbetrauerten Mannes wurde nach dem Schwarzwaldbüschchen seiner Jugend heimgeführt; auf dem Gottesacker zu Nordstetten schritten hinter dem Sarg die Minister unseres unvergeßlichen Großherzogs Friedrich und des Königs von Württemberg. Und am Grab sagte einer von Auerbachs Freunden: Du bist sterbend nicht gestorben!“

„Dies Wort soll uns eine Mahnung sein,“ sagte der Hinkende, der die ganze Zeit still zugehört hatte.

„Wer so ehrlichen Anteil am Volke genommen hat, wie unser Gewattersmann von Nordstetten, der muß in diesem Volke lebendig bleiben. Das Gedächtnis seines reichen Herzenslebens aber laßt uns auch in unsern Kalender bringen.“

„Hinkender,“ sagte ich, „so hätten wir denn abermals eine schöne Gruppe verehrter Gestalten. Drei Männer, scheinbar weit getrennt durch Herkunft und Lebensgang, Denkweise und Wirkungskreis und dennoch im deutschen Geiste ein Ganzes! Gibt es eine reinere Gemütsbergöhung, als aufmerkend den Spuren ungewöhnlicher Menschen nachzugehen?“

„Ich wüßte keine bessere,“ gab der Hinkende zur Antwort, „denn sie ist ein Stück Erziehung fürs frische Leben der Gegenwart. Man lernt aus alten Erinnerungen oft mehr, als aus dem Vielerei des alltäglichen Daseins. Darum tun wir wohl recht, auch unser heutiges Morgengespräch, so wie es gehalten worden, geneigten Lesern vorzulegen. Jetzt aber (und der Hinkende machte ein Gesicht, wie einer, der was Gutes vorgenieht), wie wär es, wenn wir die Erinnerung an unsere drei Helden durch einen guten Tropfen feierten?“

„Hinkender,“ sagte ich, „der Versucher tritt in mancherlei Gestalt an den schwachen Menschen heran. In der Gestalt einer guten Flasche aber laß ich ihn gern gewähren.“

Lachend führte der Hinkende seinen Gast vom blühenden Gärtlein ins Haus. Was drinnen vorging, gehört nicht mehr in den Kalender. Nicht einmal die Sorte bekommt diesmal der neugierige Leser zu wissen.

Heiteres auf den Kriegsjahren 1870/71.

Von Fischer-Gräbern.

Es war am 13. November 1870, als das fünfte badische Infanterieregiment den Korpsbefehl auszuführen hatte, von Genlis aus die Festung Auxonne zu rekonoszieren und vielleicht durch Handstreich zuzunehmen.

Das war nun leichter befohlen als getan.

Zwei Bataillone meines Regiments kamen nach Billers-les-pots, also diesseits der Saone; bei uns befand sich die leichte Batterie Leiningen und eine Schwadron schwarze Dragoner.

Wir lagen vollständig im Schußbereich der Festung, konnten durch unsere Feldstecher deutlich sehen, daß die Festung gut und mit schweren Geschützen armiert war, doch ließen uns diese unbelästigt.

Westlich von Auxonne und der Saone kreuzten sich die Bahnlinien von Dijon und Gray und die Landstraße, und aus dieser Ecke lugte ein Bahnhäuschen verdächtig hervor. Aus dieser Ecke, gedeckt durch Bahn- und Straßendamm, wurden nun unsere Patrouillen angepöbelt, und wir hatten schon einen Toten und einige Verwundete, als Graf Leiningen an Oberst Sachs die Frage stellte, ob er nicht das französische Gefindel vertreiben dürfe.

Die Antwort lautete bejahend und bald krachte ein Geschütz, dessen Geschosß zu lang, ein zweites, dessen Granate zu kurz war. Der dritte Schuß aber jagt und war ein Treffer erster Ordnung, denn die Granate krepierete im Häuschen selbst und gegen 20 Franzosen sprangen heraus und der rettenden Saonebrücke zu.

Wir sahen lachend der Prozedur zu, als plötzlich zwei schnell aufeinanderfolgende Schüsse aus schweren Brummern aus der Festung auf unsere Batterie abgegeben wurden und die Geschosse in deren unmittelbaren Nähe, ohne zu krepieren, niedergingen.

Graf Leiningen rief: „Na, die haben doch gewaltige Schlüsselbüchsen,“ ließ ausprobieren und abfahren. — Die Nacht brach heran, unsere Stellung — das Gros der dritten Brigade lag in Genlis — wurde gesichert und ich wurde mit meinem Zuge auf Feldwache, südlich von Auxonne auf rechter Seite der Saone, befohlen. In einem Hause, welches das Quartier eines Flusswächters war, etablierte ich die Feldwache, stellte die Posten persönlich aus und empfahl größte Vorsicht und Aufmerksamkeit, da das Rauschen des Wassers das bedingte.

Einen am Ufer festgemachten Kahn ließ ich versenken. Es war eine stockfinstere, windige Nacht und die Situation für mein kleines Detachement nicht ungefährlich, da es den äußersten rechten Flügel unserer Aufstellung bildete.

Gegen Mitternacht meldete mir der Kriegsfreiwillige K., daß in dem Stallanbau etwas nicht in Ordnung sei, denn es müßten Leute, welche man deutlich reden höre, sich darin versteckt halten. Ich ließ die Türe einschlagen, mir die Erdölampe vortragen und besichtigte genau den Stall, der keinen zweiten Ausgang, nicht einmal Futterlöcher hatte;

es war nichts zu sehen als ein grauer Esel, der sich beim Fressen des Heues nicht stören ließ. Die vor ihm liegende Futtermenge ließ aber erkennen, daß vor nicht gar langer Zeit noch ein menschliches Wesen hier sich aufgehalten haben mußte, und ich ließ die in einem Winkel aufgeschichteten Strohbindel auseinanderreißen. Als das letzte Stroh hinweggeräumt war, sprang ein junges Mädchen mit reizendem, aber verstörtem Gesichtchen hervor, um Gnade für sich und ihren Jacquoutöt, den Esel, bittend.

Man führte sie in das Zimmer, und ich stellte an die „verführerisch Schöne“ verschiedene Fragen, welche durch die Zwischenfrage des K. unterbrochen wurden, „wo denn der Monsieur Jacquoutöt sei, mit dem sie gesprochen habe.“

In Kürze überseht und umschrieben lautete die präzis abgegebene Antwort so: Jacquoutöt heißt mein Esel, den ich durch gute Worte vom Viehern abhalten wollte; meine Mutter ist längst tot, mein Vater ist krank geworden und vor einigen Tagen in seine südliche Heimat abgereist; ich blieb zurück meines Jacquoutöt wegen und habe die Pflichten meines abwesenden Vaters zur Ausführung übernommen, den Fluß zu hüten und Leute über den Fluß zu jehen, welche ihre Feldprodukte in der Stadt Auxonne verlaufen wollen.

Das alles schien glaubwürdig zu sein und selbst K. zweifelte nicht mehr an der Wahrheit der Aussage.



Als das letzte Stroh hinweggeräumt war, sprang ein junges Mädchen mit verstörtem Gesichtchen hervor.

Die Festung und deren Besatzung. Sie antwortete nur widerwillig, beklagte ihr armes Vaterland, das wieder durch einen Napoleon ins Unglück gestossen wurde, beteuerte, daß sie alle Preussens für raubende und sittenlose Barbaren gehalten, sich aber jetzt vom Gegenteil überzeugt habe. Meine Frage, ob sie nicht auch Brüder habe, verneinte sie, gestand aber zu, einen Bräutigam zu besitzen, der leider Soldat werden mußte und vielleicht schon unter dem Boden ruhe.

Ein Tränenstrom machte ihr das Weitererzählen unmöglich und die ganze Feldwache hatte Mitleid mit dem armen Ding.

Am Morgen, früh 5 Uhr, brachen wir auf, sie gab mir ihr zierliches Visitenkärtchen, worauf ihr

Name „Lucie Ancona“ stand, und hat mich zu meinem Besten, ihr meine genaue Adresse zu hinterlassen, welchem Ansinnen ich auch entsprach.

Der Abschied zwischen Lucie und mir mit meinen Worten war — wenigstens scheinbar — ein aufrichtig herzlicher und noch in der Ferne hörten wir ihren Abschiedsgruß: Adieu mes braves! Monate waren weiter vergangen, anfangs manchmal, später dachte ich nicht mehr an die Geschichte. Der Krieg war endlich zu Ende. Am 7. März 1871 erschien ein Korpsbefehl, in welchem General von Werder von seinem nummehr aufgelösten 14. Armeekorps unter dem Ausdruck seines Dankes und der Anerkennung für dessen Leistungen Abschied nahm. Die Schlusssätze des Befehles aber lauteten: „Gedenket bisweilen Eures tiefbewegten Führers, wie er Eurer nie vergessen wird. Gott schütze Euch, wie er das 14. Korps geschützt hat!“

Mit schmerzlicher Nüchternheit wurden die Worte des schiedenen Generals aufgenommen. Am 8. März 1871 trat die badische Felddivision den Heimmarsch an und erreichte

am 19. März Mühlhausen, in dessen Nähe Generalleutnant von Glümer die dritte badische Brigade befehligte. Am 20. März überschritten wir unter dem Jubel der Bevölkerung die feierlich geschmückte Rheinbrücke



Und dieser Jacquoutöt war es, mit dem ich sprach, als ich ihn unter dem Stallboden versteckte.

am Freitag und nachmittags zog das fünfte badische Infanterieregiment in seine Garnison Freiburg ein. Unter der nach Tausenden zählenden Menge, die uns stürmisch-herzlich empfing, befand sich auch mein Vater mit Verwandten aller Grade, doch erst in einem Quartiere tauschten wir dann recht die Worte über die Freude des Wiedersehens aus.

Mein Vater war bester Laune und betrachtete mit Vergnügen das Ritterkreuz des badischen Karl Friedrichs, das auf meiner Brust. Bald aber wurde er stiller und ich merkte, daß er etwas sagen, das Wort aber nicht heraus wollte; einige Augenblicke vergingen, als er sich räusperte, mich ernst fixierte und dann zu reden anfing: „Ich hoffe nur, daß du in Frankreich keine dummen Streiche, niemanden unglücklich gemacht hast.“ Der Worte Sinn konnte ich unschwer entnehmen und ich gab die bündigste, zufriedenstellende Erklärung ab, daß sich der Vater des Sohnes nie werde zu schämen brauchen.

Da zog mein Vater einen Brief aus der Tasche und deutete, daß mich hoffentlich der Inhalt des noch geschlossenen Briefes nicht in Verlegenheit bringen werde.

Das Kuvert zeigte den Poststempel „Auxonne“ vom 10. März, war von zarter Hand adressiert und belehrte mich, daß ich junger Leutnant für einen Hauptmann gehalten wurde. Der inliegende Brief aber zeigte mir, daß ich vor drei Monaten von einer reizenden Französin fürchterlich am Narrenseil herumgeführt worden bin, wie die nachfolgende Übersetzung des Briefes beweisen wird.

Mein lieber, harmanter capitaine!

„Sie erinnern sich wohl noch des Flugwächterhäuschens an der Saone und der damals allein gestandenen armen Lucie?“

Mein Herr, eine patriotische Französin hat Sie damals unter Krokodilstränen betrogen und belogen, à la guerre comme à la guerre, und bittet Sie nun nachträglich um Verzeihung, denn es ging nicht anders. Heute nach dem Friedensschluß drängt es mich, Ihnen zu danken für die Güte und Rücksicht, mit der Sie mich behandelt haben, und dafür, daß Sie mir, was ich anders erwartete, meinen Esel samt dem Futter nicht wegnahmen, sondern überließen.

Die Wahrheit ist, daß meine Mutter auf dem Markte in Auxonne war und die plötzlich verschlossenen Tore sie am Heimgehen verhinderten; daß mein Vater nicht krank gewesen ist, sondern als garde mobile in Lyon diente; daß mein Esel keinen Namen hat, dagegen mein lieber Bräutigam Jacquoutöt hieß und noch so heißt. Und dieser Jacquoutöt war es, mit dem ich sprach, als ich ihn unter dem Stallboden versteckte, welches Gespräch Ihre Leute belauscht hatten. Jacquoutöt diente in Auxonne bei der Artillerie, machte mir, ohne Urlaub, einen Besuch, und bei diesem Rendez-vous kamen Sie mit Ihren Soldaten, so daß es für ihn keine andere Rettung mehr gab.

Am 5. Mai feiern wir Hochzeit, wozu Sie meine Eltern, mein Bräutigam und ich herzlich einladen und Ihnen freies Geleite zusichern. Mein Liebster ruhte damals bestimmt unter dem Boden, da habe ich nicht gelogen; und Sie müssen mir und auch ihm die Comédie verzeihen, denn es war für ihn eine große Tortur, volle zwölf Stunden, in einer Art Sarg zu liegen, nicht wissend, wie lange das „Begrabensein“ dauere. Der wahre Jacquoutöt, mein Schatz, lag direkt unter dem vermeintlichen — meinem Esel — und Sie werden begreifen, daß die Lage des erstern keine beneidenswerte war.

Ich sende Ihnen, trotz aller Feindschaft, den herzlichsten französischen Gruß!

Lucie Ancona.“

Nun glätteten sich die Gesichtsfalten meines Vaters und wir blieben noch lange beisammen, da ich immer Neues erzählen mußte.

Daß ich der Einladung zur Hochzeit nicht folgte, ist gerade so natürlich, als meine herzlichsten Glückwünsche, die ich telegraphisch am 5. Mai nach Villers-les-pots bei Auxonne sandte.

Hexengreuel.

Die Hexenprozesse und ihre unverwundliche Schmach sind die dunkelsten Blätter der Geschichte, geschwärzt vom Rauch der Scheiterhaufen und besetzt mit dem Blute der Opfer. Mit Schmerz und Scham wendet sich unser Geist ab, von der Verblendung jener unglückseligen Zeit und ihrem entsetzlichen Jammer. Wie in allen europäischen Ländern, katholischen und nichtkatholischen, wüthete auch in Deutschland seit Ende des 16. Jahrhunderts bis tief in das 18. hinein der gräßliche Hexenwahn, jene scheußliche geistige Pest, in allen Volksschichten. Der Theolog, der Philosoph, der Jurist, der Arzt waren ebenso von dieser verheerenden Krankheit ergriffen wie der Bürger und der Bauer. Namenloses Elend in Stadt und Land, in Haus und Familie wurden von den wilden Mächten des finstersten Aberglaubens heraufbeschworen. Wie in allen deutschen Gauen richtete auch im Ländchen Trier unter der Regierung des Kurfürsten Johann VI. Kriegsnot, Hungersnot — und im Anschluß hieran Hexenverfolgungen grauenhafte Verwüstung an. Am Unterrhein war der Aufstand der Niederlande gegen die spanische Herrschaft ausgebrochen. Die Protestanten hatten sich aus Frankreich hinübergeschlüchtet und suchten sich von da stromaufwärts über die geistlichen Kurfürstentümer auszubreiten. Alle Lande ringsumher, wo der Krieg tobte, litten aufs furchtbarste unter der Raublust der streitenden Heere. Nicht bloß die Holländer erfüllten alles, was sie erreichen konnten, mit Rauch und Brand; auch die Spanier durchplünderten, bei der Auflösung aller Disziplin, die Eifel und die Nachbarschaft. Das Volk erlag beinahe dem Elend und der Not und verwilderte aufs furchtbarste. Zudem waren die neunzehn Jahre der Regierungszeit des Kurfürsten Johann VI. von Trier, einzig die Jahre 1584 und 1590 ausgenommen, Jahre der Unfruchtbarkeit, der Teuerung und des Hungers. Zahllose Flüchtlinge mehreten noch die Not, und die Pest fand sich bald herzu, um aufzuräumen. Verzweiflung, die alles verloren gibt, bemächtigte sich bereits der Gemüther, und doch sollte sich das Unglück noch steigern, das Land noch schwerere Prüfung bestehen! Denn vom blinden Dämon des Aberglaubens gepötscht, schrieb das Volk seine Not und die Unfruchtbarkeit der Jahre bösen Künsten und dem Hexenwolle zu. In den Beamten der Zeit, in denen die Not bald auch die Goldgier erweckte, fand es nur allzubereitwillige Hilfe, um diese seine Auffassung vielen verderblich zu machen. Das unheimliche Gewitter entlud sich. Durch die ganze Diözese, alle Städte und Dörfer liefen in ungläublich kurzer Zeit Ankläger, Inquisitoren, Schöffen, Schergen und Hentersknechte um, die alle Verdächtigen einzogen und sie in großer Anzahl verbrannten. Denn kaum einer entrann, der einmal angeklagt war. Bald verbreitete sich der unheilvolle Terrorismus auch in die Stadt Trier und verschonte bald auch die früheren Blutrichter selber nicht. So wurde Diedrich Glade, der Rektor der Universität und Stadtschultheiß, der

eine große Menge jener Unglücklichen zum Scheiterhaufen hatte führen lassen, 1586 nach den Regeln seines eigenen Gerichtsverfahrens verbrannt. Ihm folgten zwei Bürgermeister sowie mehrere Senatoren und Schöffen im Tode. Kanoniker mehrerer Stifte, Pfarrer, Landdefane hatten das gleiche Schicksal. In zwei Dörfern waren um die gleiche Zeit nur einzeln zwei Frauen übriggeblieben. Denn die Wut des Volkes und der Wahnsinn der Richter hatte sich immer nur gesteigert, so daß kaum einer übriggeblieben nicht der Verdacht getroffen hätte. Die Notare, die Aktuare und die Wirthe bereicherten sich inzwischen der Henters ritt wie ein Hofmann auf hohem Pferde in Gold und Silber gekleidet; sein Weib weitete in der Putz mit den Adeligen. Die Kinder der Verurteilten wanderten aus, ihre Güter wurden konfisziert. An Ackerleuten und Winzern begann es zu fehlen und die Unfruchtbarkeit nahm zu. Kaum meinte man, habe je eine ärgere Pest im Erzbistum grassiert, oder ein toller Feind gewüthet, als die Spürerei, die so viele traf, für deren völlige Unschuld mancherlei Wahrscheinlichkeit sprach. Die Verfolgung dauerte mehrere Jahre; viele der Vorgesetzten rühmten sich der Menge von Scheiterhaufen, die sie errichtet hatten. Eine ungeheure Verarmung war die Folge davon. Erst als Gesetze gegen das Unwesen gegeben und ausgeführt wurden, erlosch, wie der Krieg, der Mangel des Geldes, wenn auch noch nicht der Wahn. In kaum sieben Jahren von 1587—1593 waren aus zwanzig Dörfern nahe der Stadt nicht weniger als 368 Personen verbrannt worden. — Armes Trier armes Deutschland, das solch jammervolles Leid erleben mußte! — und doch ist, wie die Geschichte dringendlich lehrt, keine Zeit sicher vor großen Irrungen und Greueln, wenn einmal das menschliche Gefühl, in dem alle Sittlichkeit wurzelt, verleugert wird; es wechseln nur immer die Motive und Formen.

Schweinschlegel auf Wildbart.



„Schweinschlegel auf Wildbart“, nachher hat er bloß a Hautgout.“

Kellnerin, Speisekarte Abend: Herr Wildbart Schweinschlegel können wir abnimmer auf die Abendkarte setzen der is heut mitteldreimal zu g'schickt worden weil er schon Gerüchert hat.
Wirt: Das macht gar mir! D'schreibn S' halt auf die Karte nachher hat er bloß